

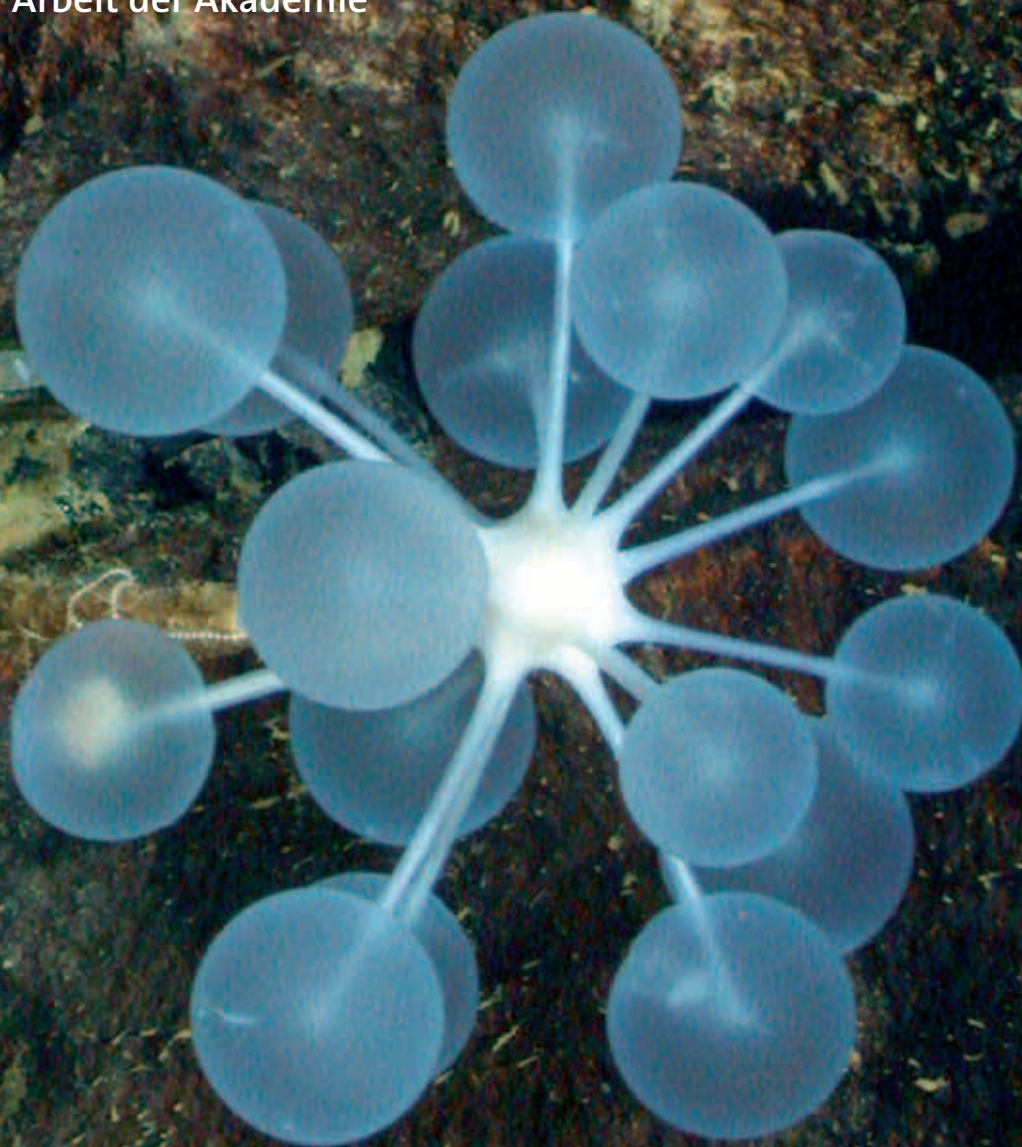
Ausgabe 04/2011 – ISSN 1436-753X

AkademieAktuell

ZEITSCHRIFT DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Schwerpunkt **Neue Bücher**

Aus der Arbeit der Akademie



Bayerische
Akademie der Wissenschaften

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

OB IN DEN HEISSEN QUELLEN auf Island, in 2.500 m Meerestiefe oder auf den höchsten Bergen – Leben ist (fast) überall auf der Erde zu finden, auch unter ganz extremen Bedingungen. Wie das funktioniert und welche weiteren Forschungsergebnisse 2011 an der Akademie erarbeitet wurden, das erfahren Sie in dieser Ausgabe von „Akademie Aktuell“. Sie ist den Neuerscheinungen des Jahres gewidmet.

Claudia Deigele erklärt, wie Mikroorganismen, Pflanzen und Tiere dauerhaft „extreme“ Standorte besiedeln (S. 10), Christoph Mayer berichtet über „Gletscher auf Reisen“ im zentralen Karakorum (S. 40). Ralf Bill zeigt, auf welchen neuen Pfaden die Kulturlandschaftsforschung in die virtuelle Welt einzieht (S. 42).

Aber auch geisteswissenschaftliche Themen sind in dieser Ausgabe vertreten: Stefan Rebenich widmet sich dem erfolgreichen Ausbau des Wissenschaftssystems im Deutschen Kaiserreich und analysiert dazu den Briefwechsel zwischen dem Althistoriker Theodor Mommsen und dem preußischen Ministerialbeamten Friedrich Althoff (S. 14). Mit „Krankheit, Krise und Entmachtung des Märchenkönigs“ Ludwig II. von Bayern befasst sich Gerhard Immler und stellt eine Studie vor, die erstmals in interdisziplinärer Form die Ereignisse der Königskrise von 1885/86 beleuchtet (S. 18). Von „Päpsten und Spaniern an der Donau“ berichtet Ramona Epp anhand des neuen Inschriftenbandes zum Landkreis Passau, der am 1. Dezember 2011 in Schloss Oberzell der Öffentlichkeit vorgestellt werden wird (S. 22). Jürgen Weyenschops untersucht den Briefwechsel zwischen dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi und seinem unbestechlichen Kritiker Johann Georg Hamann (S. 27), und Erich Fuchs präsentiert den letzten Band der nachgelassenen Schriften von Johann Gottlieb Fichte, der im Januar 1814 an Typhus starb (S. 30). Damit liegt die 42 Bände umfassende J. G. Fichte-Gesamtausgabe pünktlich vor dem 250. Geburtstag des Philosophen im Jahr 2012 vollständig vor!

Allen Autorinnen und Autoren gilt mein herzlicher Dank für ihre Mitwirkung an „Akademie Aktuell“. Unseren Leserinnen und Lesern wünsche ich eine anregende Lektüre!



Prof. Dr. Karl-Heinz Hoffmann
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften



ABB.: ARCHIV

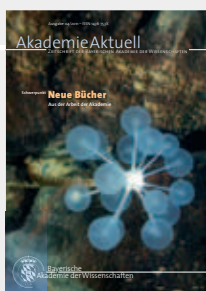


ABB.: MBARI, 2003

Unser Titel

Das Foto zeigt einen 30 cm großen Tiefseeschwamm (*Chondrocladia lampadiglobus*) in 2.500 m Meerestiefe im Golf von Kalifornien, aufgenommen von einem ferngesteuerten Fahrzeug des Monterey Bay Aquarium Research Institute. *Chondrocladia* ernährt sich von kleinen Krebstieren, die auf seiner durchscheinenden Oberfläche haften bleiben. Über „Leben unter extremen Bedingungen“ gibt der neue Berichtband der Kommission für Ökologie Auskunft (ab S. 10).

INHALT

Heft 39

Ausgabe

04-2011

AKTUELL

- 5 „SuperMUC“ kommt 2012
Von Ludger Palm
- 6 Nachwuchsförderung
- 7 Interdisziplinarität – Römisch
Von Cornelia Wild

PUBLIKATION

- 10 Leben unter extremen Bedingungen
Von Claudia Deigele
- 14 „Unser Universitätsregiment ist freilich ein schlimmes Ding.“
Von Stefan Rebenich
- 18 Krankheit, Krise und Entmachtung des Märchenkönigs
Von Gerhard Immler
- 22 Päpste und Spanier an der Donau
Von Ramona Epp
- 24 „Quint-Essenz aller Reichsgesetze“
Von Wolfgang Burgdorf
- 27 „Glaubst Du – oder verlangst Du außer den Empfindungen, klare Beweisgründe?“
Von Jürgen Weyenschops
- 30 Erfolgreicher Abschluss der J. G. Fichte-Gesamtausgabe
Von Erich Fuchs
- 33 „Daher ist kein Stand schwieriger, keiner wichtiger, als der des Lehrers.“
Von Johannes John

TAGUNG

- 36 Bayern in Lateinamerika
Von Claudia Schwaab

FORSCHUNG

- 40 Gletscher auf Reisen
Von Christoph Mayer
- 42 Die raum-zeitliche Kulturlandschaftsforschung auf neuen Pfaden
Von Ralf Bill

FÖRDERKOLLEG

- 46 Von Alpträumen, dem Attischen Drama und Ultraschall-gesteuerter Krebsdiagnostik
Interview mit Victor Spoormaker, Julia Stenzel und Derya Tilki

PERSONEN

- 52 „Irrtümer aufhellen, Andersdenken trainieren“
Von Claudia Märtl
- 54 Explicatio
Von Rolf Schönberger
- 56 Kurz notiert
Von Gisela von Klaudy

VORSCHAU

- 57 Termine Dezember 2011 bis März 2012

INFO

- 58 Auf einen Blick
- 58 Impressum



ABB.: AUS DEM BAND „DIE INSCRIFTEN DES LANDKREISES PASSAU BIS 1650.“; STIFT ZWETTL

Bauarbeiten

„SuperMUC“ kommt 2012

In rasantem Tempo gehen die Arbeiten für den Einzug des nächsten Höchstleistungsrechners am Leibniz-Rechenzentrum voran. Im kommenden Frühsommer wird es soweit sein: Dann nimmt SuperMUC in Garching seine Arbeit auf.

VON LUDGER PALM

IN AUSGABE 1/2011 von „Akademie Aktuell“ berichteten wir über das Richtfest für den Erweiterungsbau des Leibniz-Rechenzentrums (LRZ), das „Zuhause für den SuperMUC“. Inzwischen sind die neuen Gebäude an das LRZ übergeben, die letzten Vorbereitungen für die Installation des nächsten Höchstleistungsrechners SuperMUC laufen auf Hochtouren, viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind bereits in den neuen Bürobau umgezogen, und die Einweihungsfeier hat am 14. Oktober 2011 in Anwesenheit von Wissenschaftsminister Wolfgang Heubisch, des Architekten Thomas Herzog und zahlreicher weiterer Ehrengäste stattgefunden.

Im bisherigen Rechnerwürfel wurde ein erster Teil des SuperMUC installiert, der den Übergang vom früheren Höchstleistungsrechner auf das neue System erleichtern soll. Dieses „Migrationssystem“ erlaubt einen interessanten direkten Vergleich: Auf etwa einem Zehntel der Fläche des bisherigen Rechners wird mit etwa einem Fünftel des Energieaufwandes eine vergleichbare Rechenleistung erzielt, wie sie der mittlerweile fünf Jahre alte Rechner erbrachte. So wird die immer noch rasante Entwicklung der Rechentechnik im Sinne des Wortes sichtbar: Statt der

bisher 128 Schränke für Prozessoren und Arbeitsspeicher reichen für das Migrationssystem sechs Schränke aus.

Doch auch der voll ausgebaute SuperMUC wird wieder ähnliche Ausmaße haben wie der bisherige Höchstleistungsrechner. Er wird die fünfzigfache Rechenleistung bei nur geringer Steigerung des Energiebedarfs bieten. Die Inbetriebnahme des SuperMUC ist für Frühsommer 2012 vorgesehen. Das jetzt neu installierte System wird bis dahin die Anpassung der Programme, also die Migration, ermöglichen, damit SuperMUC von Anfang an mit optimierter Software ausgelastet werden kann.

DER AUTOR

Dr. Ludger Palm ist für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Leibniz-Rechenzentrums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zuständig.

Die Luftaufnahme zeigt die fertig gestellten Erweiterungsbauten des LRZ mit dem nun verdoppelten Rechnerwürfel (unten links).

Auf dem Dach des neuen Rechnergebäudes.



14. Oktober 2011: Baudirektor Gero Hoffmann (rechts) übergibt den Schlüssel an die Hausherren Akademiepräsident Karl-Heinz Hoffmann und Arndt Bode, den Vorsitzenden des Direktoriums des LRZ (links).



Hinweis

Pünktlich zur Inbetriebnahme des neuen Höchstleistungsrechners wird die Ausgabe 2/2012 von „Akademie Aktuell“ alle Informationen rund um den SuperMUC und die Neubauten auf dem Forschungscampus Garching in einem LRZ-Themenheft vorstellen. Sie erscheint Anfang Juli 2012.

Nachwuchsförderung

2011 fanden die ersten Workshops der Mitglieder im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt.

Wie funktionieren organische Solarzellen?

AM 19. JULI 2011 FAND der Workshop „Fundamentale Funktionsweise organischer Solarzellen – Ein komplexer Ansatz aus Experiment und Simulation“ statt. Bauteile, die den photovoltaischen Effekt in kohlenstoffbasierten Halbleitern ausnutzen, sind zwar viel versprechend für einen kommerziellen Einsatz, da sie sehr viel schneller und mit geringerem Energieeinsatz hergestellt werden können als konventionelle Solarzellen. Allerdings reichen bislang sowohl der Wirkungsgrad, der die Wandlungseffizienz von Lichtleistung der Sonne in elektrische Leistung beschreibt, als auch die Lebensdauer noch nicht an die etablierten Technologien heran. Dies liegt unter anderem daran, dass es noch zahlreiche offene Fragen hinsichtlich der genauen Funktionsweise dieser Systeme gibt. Die von Carsten Deibel (Uni Würzburg) organisierte Veranstaltung konzentrierte sich daher auf die grundlegenden Aspekte der Umwandlung von Licht in nutzbaren Strom. Der interdisziplinäre Workshop mit anschließender Postersitzung fand dabei die richtige Balance aus Vermittlung von Wissen, Diskussionen und Erörterung noch ungeklärter Fragen – nun geht die Arbeit im Labor und am Großrechner weiter. ■

Grenzen der Profanierung

IM WORKSHOP „Grenzen der Profanierung“, den Cornelia Wild (LMU München) organisiert hatte, diskutierten NachwuchswissenschaftlerInnen aus München, Berlin, Verona und Florenz am 7. Juli 2011 aus unterschiedlichen Disziplinen und Perspektiven (Philosophie, Literatur, Mystik, Medialität, Römisches Recht, Kunst), was Profanierung heißen kann. Das Ziel war es, die in Kritik geratene Säkularisierung neu zu perspektivieren. Im Zuge dessen, was der Rechtshistoriker Pierre Legendre das „Verfallsdatum“ der Säkularisierung genannt hat, rückte mit der Profanierung die Frage ihrer Paradigmen und ihrer Übertragungen in den Blick. ■



„Grenzen der Profanierung“ standen im Mittelpunkt des Workshops von Cornelia Wild (Abb. rechts). Ein ganz anderes Thema behandelte der Workshop „Life Sciences in the 21st Century with a Focus on Water“ von Jürgen Geist (TU München), der im Rahmen der BaCaTec Summer School 2011 am 12. Juli in der Akademie stattfand. Deutsche und kalifornische Nachwuchsforscher diskutierten u. a. über nachhaltige Wasserwirtschaft, den Schutz und Erhalt aquatischer Ökosysteme und Fragen der Umweltverschmutzung.

Prophetie – Poetik – Politik

DIE VERWANDTSCHAFT von prophetischer Rede und poetischer Rede ist oft hervorgehoben worden. Meist ist dies im Kontext einer Hermeneutik des Verdachts geschehen, der es vor allem darum ging, die politische Funktionalisierbarkeit prophetischer Praktiken zu entlarven. Ziel des Workshops „Prophetie – Poetik – Politik“, den Judith Frömmer (LMU München) am 28. Juli 2011 organisierte, war es hingegen, Prophetie als poetisches und politisches Phänomen zu untersuchen, das sich mehr oder weniger explizit als solches reflektiert, positioniert und problematisiert. Das Spektrum der Beiträge reichte von der griechischen und römischen Tragödie über Predigten und Dramen der frühen Neuzeit bis hin zu Fukuyamas Bestseller „The End of History and the Last Man“. ■

Förderkolleg

Interdisziplinarität – Römisch

Die interdisziplinäre Zusammensetzung des Förderkollegs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (derzeit: Physik, Biologie, Medizin, Literaturwissenschaft, Neurowissenschaft, Recht, Theaterwissenschaft) gibt Anlass genug, über die Kategorie „Interdisziplinarität“ nachzudenken.

VON CORNELIA WILD

IM UNTERSCHIED zu den gängigen Thesen, die Interdisziplinarität als übergeordnetes Forschungsziel betrachten, lohnt es sich, Interdisziplinarität *in der Disziplin* aufzusuchen: Jede Disziplin ist in sich selbst interdisziplinär.

1. Interdisziplinarität gegenwärtig

Die Forderung nach Interdisziplinarität steht hoch im Kurs: Der Vorsitzende des Wissenschaftsrats Wolfgang Marquardt hat kürzlich Interdisziplinarität erneut als eines der wichtigsten Ziele benannt. Im Fall des BAdW-Förderkollegs erfordert die disziplinäre Vielfalt eine Reflexion über Interdisziplinarität. Wie sollen beispielsweise die vom Kolleg veranstalteten Workshops konzipiert werden? Dabei wird der interdisziplinäre Anspruch mit der Frage nach Fachlichkeit verhandelt: offen für Fachfremde (d. h. „verständlich“) oder doch lieber fachbetont (d. h. folglich „unverständlich“) – dies ist die stets neu auszuhandelnde Spannung.

Interdisziplinarität bringt immer auch die Geltungsansprüche des eigenen Fachs ins Spiel. Man könnte sie als „Reparaturveranstaltung“ (Mittelstraß 1998, S. 34; s. Literatur am Ende des Beitrags) bezeichnen, die versucht, die alte Idee von der Einheit der Wissenschaft wiederherzustellen. Sie wäre damit als Symptom der zunehmenden Partikularisierung der Disziplinen anzusehen, mit dem neuen wie alten Ziel, den Geltungsansprüchen des Fachs gerecht werden zu müssen.

Damit wäre sie im Wesentlichen restaurativ, d. h. mittels Interdisziplinarität – trotz oder wegen ihres impliziten Versprechens von Erneuerung – könnte sich das Fach seiner selbst vergewissern bzw. seine Einheit wiederhergestellt werden.



Verwaltung von Übertragungen durch den Transfer von einer Handschrift auf die andere. Das Bild zeigt Dante Alighieri in einem Fresko von Luca Signorelli in der Capella di San Brizio (Orvieto).

Dieser restaurativen Tendenz stellt Mittelstraß die Möglichkeit von Interdisziplinarität als Transdisziplinarität entgegen (Mittelstraß 1998, S. 44). Transdisziplinarität bedeutet die *Überwindung* der Disziplin, um über die Disziplin hinaus Forschungsfragen stellen zu können. Während die Disziplin als institutionelle Organisationsform weiterhin bestehen bleibt, sollen Fragestellungen transdisziplinär orientiert sein. Der Gewinn von Interdisziplinarität könnte damit in der Eroberung eines nicht-disziplinären Feldes für wissenschaftliche Forschung bestehen. Auch dieser Vorstellung liegt die Idee einer historisch bedingten, disziplinären Einheit zu Grunde, die im *transitus* der Disziplinen überwunden werden soll.

Ich möchte im Folgenden genau umgekehrt die Disziplin mit der historischen Vielstimmigkeit des Fachs begründen und damit Interdisziplinarität weder transdisziplinär noch restaurativ bestimmen. Das lässt sich am besten am Beispiel der Romanistik und ihrer historischen Bedingungen tun. Die Folgerung, die sich daraus für die Interdisziplinarität ergibt, ist eine der Disziplin immanente *Interdisziplinarität*, die der disziplinären Ordnung vorausgeht. Interdisziplinarität dient damit weder der Selbstvergewisserung noch der Überwindung der Disziplinarität, sondern einem Überdenken der interdisziplinären Bedingungen des Faches, was, wie behauptet wird, für das Gelingen moderner Interdisziplinaritätsansprüche die entscheidende Voraussetzung ist. Gerade die Literatur, deren (wissenschafts-)politische Dimension so gut wie nicht geschätzt wird, kann hierbei ein Modell liefern, wie Interdisziplinarität denkbar ist.

2. Interdisziplinarität als *translatio romae*

Romanistik ist *translatio romae*. Diese Vorstellung hat der Romanist Ernst Robert Curtius mit der Behauptung einer Kontinuität der Literatur von griechischer bzw. lateinischer Antike durch das Mittelalter hindurch bis in die Moderne deutlich gemacht. Dieser Auffassung zu Grunde liegt eine Idee des Europäischen, nach der Europa im römischen Bürgerrecht gründet: „Man ist Europäer, wenn man *civis Romanus* geworden ist“ (Curtius 1993, S. 22). Mit der Neukonzeption der Romania als *translatio romae* geht demnach die Entwicklung einer Idee Europas avant la lettre einher,

die auf der Idee der Übertragung (lat. *translatio*) beruht. Mittel dieser Übertragung sind Topoi (griech., lat. *loci communes*), d. h. feststehende Wendungen, die in der antiken Rhetorik der Ausarbeitung von (Gerichts-)Reden gedient haben. Die Vorstellung von Literatur als Transportmittel solcher Topoi garantiert das Erbe bzw. Nachleben der Antike in Europa. Die *translatio* der Gemeinplätze gründet dabei jedoch nicht in einer rein sprachlichen Übertragung, sondern auch einer ideengeschichtlichen, durch die Europa das Erbe Roms antreten kann.



Entgegen der Definition, die heute immer noch – ausgehend von den Sprachwissenschaften – für die Einheit „der Romanistik“ maßgeblich ist, ist diese nicht allein auf den romanischen bzw. lateinischen Sprachraum zurückzuführen. Die römische *translatio* folgt der Auffassung des mittelalterlichen Geschichtskonzepts von *translatio imperii et studii*, was die Übertragung der Herrschaft und der Kultur von einem Reich auf das andere meint. Insofern ist Romanistik als Erbin dieser *translatio* immer schon mehr als nur ein geographischer *Sprachraum* von Sprachen, die auf das Lateinische zurückgehen und die seit Dante als das so genannte *volgare* (Rede des Volkes) literaturfähig geworden sind. Wie Dantes „*De vulgari eloquentia*“ aus dem frühen 14. Jahrhundert lehrt, lässt sich die *Romania* zuerst als die Lehre der volkssprachlichen Rhetorik verstehen: „*vulgaris eloquentie doctrina*“ (Dante 2007, S. 2), für die der Sprachraum nur die nützliche

In den „*Grandes Chroniques de France*“ von Karl V. aus dem 14. Jahrhundert symbolisiert die Krönung die Vorstellung der *translatio studii et imperii*, d. h. die Übertragung von Kultur und politischer Macht von Rom nach Paris.

Veranschaulichung der neuen volkssprachlichen Rhetorik, einer neuen Sprachpolitik ist.

Dante schafft mit seinem Begriff der Volkssprache die Vorstellung von der Einheit der Sprache, dem *latium vulgare*, die sich von der Sprache der Römer abzusetzen hat. Allerdings schließt diese Spracheinheit Vielfalt keineswegs aus: Es handelt sich um eine Sprache, die zwar jeder italienischen Stadt eigen ist, ihr aber nicht gehört (Dante 2007, S. 59). Das Gründungsnarrativ setzt hier statt auf Eigenes auf Fremdes, statt auf Identität auf Differenz. Dante fasst diese neue Sprachform in Allegorien, deren Gemeinsamkeit das Exil ist. So zeigt er die Volkssprache als königliche Macht; sie verfügt aber über keinen Königshof. Sie ist *pater familias* (Dante 2007, S. 61), verfügt aber über kein Haus. Sie ist christlicher Pilger, der nicht im Himmelreich, sondern an den einfachsten Orten zu Hause ist (*in humilibus hospitatur asilis*). Dantes Sprachbegriff ist einer der Trennung, der die babylonische Sprachverwirrung – Verwandlung in „das Gebabbel“ (Siegert 2006, S. 18) – vorausgegangen ist. Die Volkssprache gründet nicht in einem imperialen Rom, sondern in einem abgeleiteten, das vom Sündenfall überschattet wird. Als Sprachfigur ruft sie die Darstellung der römischen Rhetorica als Königin und Kriegerin auf und wertet sie folgenreich um. Die Volkssprache ist buchstäblich Verkehrssprache: Sie besetzt nicht, sondern zirkuliert, sie schafft nicht Identität, sondern überträgt Differenz.

Dies sind die Voraussetzungen nicht nur für die Einheit Italiens (deren aktuelles Debakel zeigt, wie weit Italien sich von Dantes Gründungsnarrativ entfernt hat), sondern auch der „Romanischen Philologie“. Ihre viel spätere Gründung im 19. Jahrhundert legt den Übergang vom Latein zur Volkssprache zu Grunde (Gumbrecht 2002, S. 12), den Dante anders in den Blick genommen hatte.

3. Die Disziplin als Übertragungsagentur

Im Unterschied etwa zur Germanistik als deutscher „Nationalphilologie“ stand der Romanistik die Einheit der Nation nie zur Verfügung. Sie gründet in der Übertragung des römischen Rechts auf die Sprache, die in erster Linie die Sprache der Literaturen ist, weil diese die Umbesetzungen dieser Übertragung transportiert. Die *Romania* ist daher, was Curtius übersehen, gleichwohl angelegt hat, keine *renovatio romae* als Bewahrung und Restauration. Sie stellt keine Einheit her, die durch Rückversicherung das

Alte wiederherstellt. Vielmehr ermöglicht sie seit Dante die Verwaltung von Übertragungen. Als solche dient die *Romania* nicht zur Selbstversicherung oder Überwindung des Eigenen, sondern zum Transport des Fremden, Unvertrauten, Ungewohnten, Anderen. Von der Definition der *Romania* als geographischer Sprachraum und damit der Romanistik als Fremdsprachenphilologie führt diese Auffassung weg: Die Neuheit von Dantes Sprachkonzept besteht nicht in der Konstruktion eines einheitlichen Sprachraums, sondern darin, die Sprache als Medium der *translatio*, als Übertragung des Fremden verstanden zu haben. Genau hier beginnt die Idee des Interdisziplinären, und zwar ohne dabei Einheit zu restaurieren oder zu überwinden: als der Einheit – dem Fach, der Disziplin – eingeschriebene Differenz.

Was am Beispiel der Romanistik zu lernen wäre, ist, dass Disziplin als Übertragungsagentur funktionieren kann (Forschung und Lehre kommen hierin zusammen): als Übertragung von Wissen, das niemandem gehört. Roland Barthes hätte vielleicht, das romaneske Potential dieser Vorstellung betonend, von einem „phalanstère“ gesprochen (Barthes 2010, S. 19). Das zu erkennen, würde die Voraussetzung dafür schaffen, das Moment der Alterität der Disziplin als immer schon stattgefundenen Interdisziplinarität wahrzunehmen.

DIE AUTORIN

Dr. Cornelia Wild ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Romanische Philologie der LMU München und seit 2010 Stipendiatin und Sprecherin des Förderkollegs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Ihr Forschungsvorhaben trägt den Titel „Die Grenzen der Profanierung. Ästhetik, Theologie und Subjekt im 13. und 14. Jahrhundert“.

Literatur

R. Barthes, An das Seminar, in: Was ist Universität? Texte und Positionen zu einer Idee, hrsg. v. Münchner Studentinnen und Studenten, Diaphanes, Zürich/Berlin 2010, S. 17–26.

E. R. Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, 11. Aufl., Francke Verlag, Tübingen/Basel 1993.

Dante Alighieri, De vulgari eloquentia I / Über die Beredsamkeit in der Volkssprache, übers. v. Francis Cheneval, Meiner, Hamburg 2007.

H. U. Gumbrecht, Vom Leben und Sterben der großen Romanisten: Karl Vossler, Ernst Robert Curtius, Leo Spitzer, Erich Auerbach, Werner Krauss, Hanser Verlage, München 2002.

J. Mittelstraß, Interdisziplinarität oder Transdisziplinarität?, in: ders., Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1998, S. 29–48.

B. Siegert, Ab-Ort Rom. Übertragung als Grund und Abgrund der Referenz, in: Tumult. Schriften zur Verkehrswissenschaft, Bd. 30: römisch, hrsg. v. W. Seitter, C. Vismann, Diaphanes, Zürich/Berlin 2006, S. 11–18.

Abb. 1: „Black Smoker“ am ostpazifischen Rücken in 2.800 m Tiefe. Aufnahme aus dem Tiefsee-U-Boot Alvin; unten rechts: Greifarm für Probenahmen.

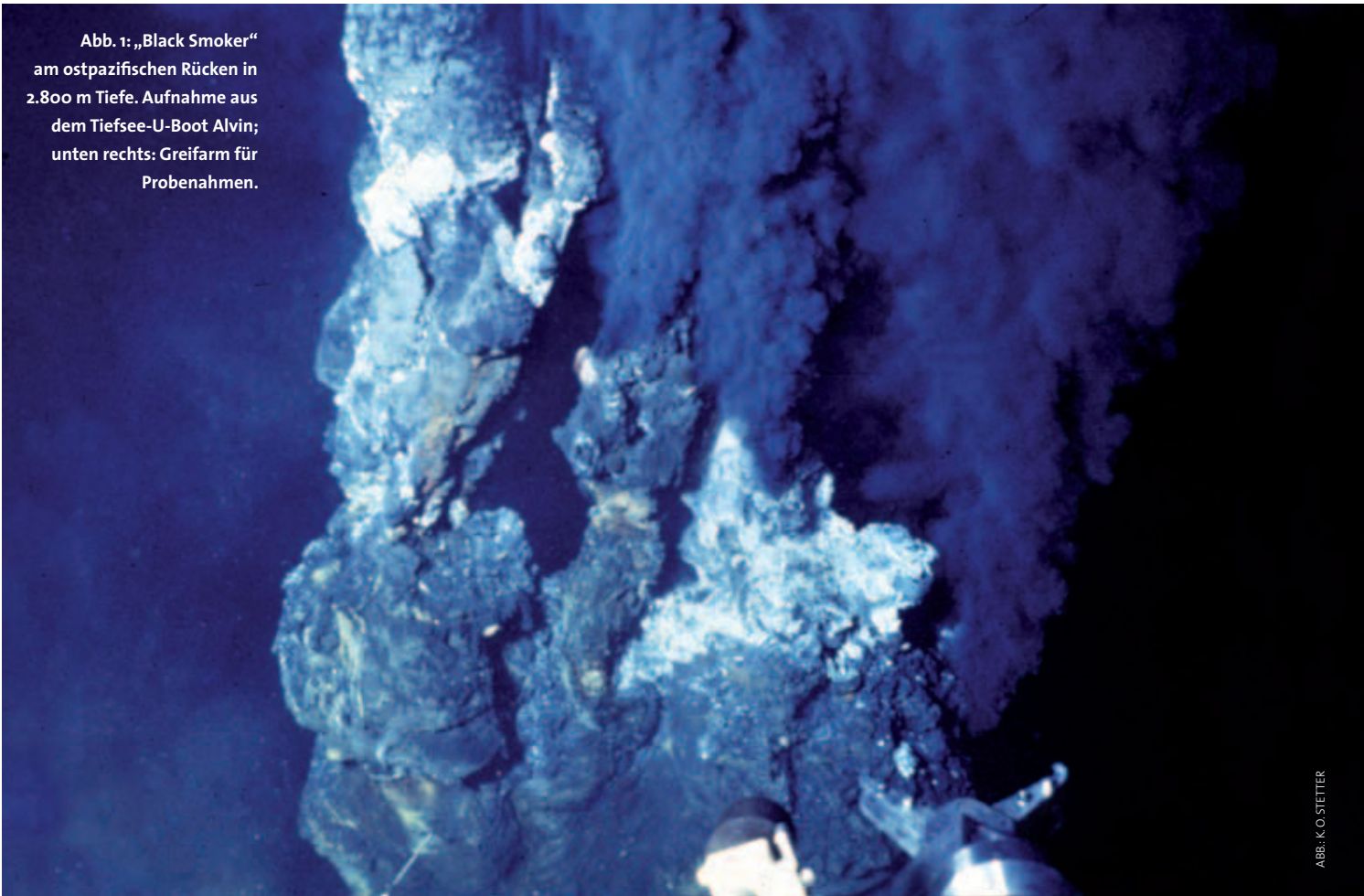


ABB.: K. O. STETTER

Neuerscheinung

Leben unter extremen Bedingungen

Ein Rundgespräch der Kommission für Ökologie befasste sich mit Mikroorganismen, Pflanzen und Tieren, die dauerhaft „extreme“ Standorte besiedeln.

VON CLAUDIA DEIGELE

Im Verlauf der Evolution konnten alle erdenklichen Habitate unseres Planeten besiedelt werden. Was wir Menschen dabei als extrem ansehen, sind für Mikroorganismen, Pilze, Pflanzen und Tiere schlicht „normale“ Umweltbedingungen, an die sie bestens angepasst sind und ohne die sie teilweise gar nicht leben könnten, sei es wegen ihrer speziellen Stoffwechsellanpassungen oder aufgrund von Konkurrenzvorteilen, was Nahrung, Raum oder andere ökologische

Ressourcen angeht. In dem Berichtband zu dem Rundgespräch „Leben unter extremen Bedingungen“, das im Oktober 2010 stattfand, zeigen Experten, wie die dauerhafte Besiedelung derartiger Standorte möglich ist. Der folgende Beitrag stellt daraus beispielhaft einige Aspekte vor.

Extrem – für wen?

Für die verschiedenen Gruppen von Lebewesen gibt es kein einheitliches Optimum für den „Betrieb des Lebens“ und damit auch keinen Maßstab für Normalität. Selbst in unseren (klimatisch) „gemäßigten“ Breiten gibt es aus menschlicher Sicht extreme Habitats wie Hochgebirge oder „salzige“ Küstenstandorte. Gerade durch die Heterogenität der unbelebten Natur konnte im Lauf der Evolution erst die Lebensvielfalt (Biodiversität) entstehen, die im Wesentlichen aus der gewaltigen Vielfalt „niederer“ Organismen wie Archaeen, Bakterien oder Pilzen besteht. Darüber hinaus hat sich das Leben unter Bedingungen entwickelt, die über die meiste Zeit aus menschlicher Sicht „extrem“ sind, wie Abb. 2 am Beispiel des Sauerstoffgehalts der Atmosphäre zeigt.

Leben in Hitze ...

An Stellen, an denen sich diese Bedingungen erhalten haben, finden wir heute noch Mikroorganismen aus den tiefen Abzweigungen im Stammbaum des Lebens. Hyperthermophile („große Hitze liebende“) Bakterien und Archaeen vermehren sich optimal bei 80 °C und mehr. Sie beziehen ihre Energie meist aus sehr einfachen anorganischen Verbindungen, wie *Methanopyrus kandleri*, der Kohlendioxid (CO₂) und Wasserstoff (H₂) zu Methan (CH₄) umsetzt und sich noch bei 110 °C vermehrt, oder wie Vertreter der Gattung *Igni-coccus* („Feuerbeere“), die Schwefel reduzieren. Zu finden sind Hyperthermophile zum Beispiel in den Wänden von Schwarzen Rauchern an den tektonischen Bruchzonen der Tiefsee (Abb. 1) oder in heißen Quellen auf Island. Vor einiger Zeit konnte aus heißen Schlammproben aus dem Yellowstone National Park eine Kultur von Zellen etabliert werden (*Korarchaeum cryptoflum*), deren Genom die Vermutung nahelegt, dass es sich dabei um Nachfahren einer sehr tiefen Abzweigung im Stammbaum innerhalb der Archaeen handelt.

... und am energetischen Limit

Während Organismen, die Sauerstoff verwerten können, vergleichsweise viel Energie für ihren Stoffwechsel zur Verfügung steht, müssen solche in anaerober, d. h. sauerstofffreier Umgebung, mit sehr geringen Energiespannen auskommen. Die bei anaeroben Stoffwechselreaktionen zur Verfügung stehende Energie ist oft nahe dem Minimum, das überhaupt noch die Bildung von

ATP, dem universellen Energiespeicher aller Zellen, erlaubt. Entsprechend lange dauert zum Beispiel der anaerobe Abbau von natürlich austretendem Erdöl und Erdgas in der Tiefsee: Bis größere Klumpen beseitigt sind, kann es Jahrhunderte dauern. Bei dem Unfall an der „Deep Water Horizon“-Bohrung im April 2010 (Abb. 3) sind an einem Tag etwa so viel Öl und Gas ausgetreten, wie in einem Jahrzehnt aus den natürlichen Quellen im Golf von Mexiko austritt. Inzwischen ist nachgewiesen worden, dass sich der größte Teil des damals ausgetretenen Öls in großen Wolken in der Tiefe verteilt hat, wo es nur über sehr langsam ablaufende biochemische Prozesse mit minimalen Energieausbeuten von Mikroorganismengemeinschaften abgebaut werden kann.

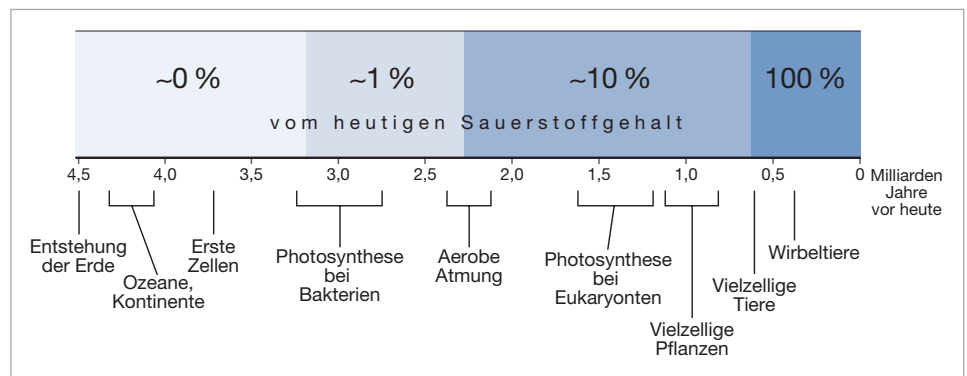
„Leben der hungernden Mehrheit“ ...

Zwar leben im Meeresboden in einem Kilometer Sedimenttiefe etwa 1.000-mal weniger Zellen als nahe der Meeresbodenoberfläche (ca. 10⁶ versus 10⁹–10¹⁰ Zellen/cm³), aber insgesamt entspricht die mikrobielle Biomasse in den Meeressedimenten 1/10 bis 1/3 der gesamten lebenden Biomasse auf der Erde. Dabei konnte bisher nur ein ver-

DIE AUTORIN

Dr. Claudia Deigele ist wissenschaftliche Sekretärin der Kommission für Ökologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Abb. 2: Relativer Sauerstoffgehalt der Atmosphäre und Geschichte des Lebens auf der Erde.



schwindend kleiner Anteil dieser Mikroorganismen kultiviert werden. Vor Neufundland wurden in einer Sedimenttiefe von 1.600 m (das entspricht einem Alter des Sediments von 110 Millionen Jahren) und einer Temperatur von 60–100 °C noch lebende Bakterienzellen nachgewiesen. Einer der Hauptprozesse zur Energiegewinnung in derartigen anaeroben Sedimenten ist die Reduktion von Sulfat (SO₄²⁻) zu Schwefelwasserstoff (H₂S). Die Sulfatreduktionsraten nehmen mit zunehmender Tiefe stark ab. Schon in 200 m Sedimenttiefe liegen die (berechneten) Verdopplungszeiten der Zellen aufgrund der geringen Energieerträge bei mehreren 1.000 Jahren.

... und Leben in der Dunkelheit

Für photosynthetische Bakterien kann die Verfügbarkeit von Licht zum begrenzenden Faktor werden. Im Schwarzen Meer leben Grüne Schwefelbakterien in der so genannten sulfidischen Zone, einer Grenzschicht, die sauerstoffhaltiges Süßwasser aus den Zuflüssen des Schwarzen Meeres von dem darunterliegenden, aufgrund fehlender Durchmischung sauerstofffreien Wasser marinen Ursprungs trennt. Sie oxidieren mithilfe von Lichtenergie Sulfid und assimilieren

stoffminimumzonen (Abb. 4) so genannte Anammoxbakterien entdeckt, die mithilfe von Nitrit (NO_2^-) unter anaeroben Bedingungen Ammonium (NH_4^+) oxidieren können: $\text{NH}_4^+ + \text{NO}_2^- \rightarrow \text{N}_2 + \text{H}_2\text{O}$ (anaerobe **Ammoniumoxidation**).

Dieser Prozess, der inzwischen in großtechnischen Klärwasseranlagen zur Entfernung von Stickstoffverbindungen getestet wird, trägt wesentlich zum Stickstoffkreislauf bei: Isotopenexperimente und molekularbiologische Untersuchungen zeigen, dass er für etwa die Hälfte des gesamten Stickstoffverlustes der Ozeane verantwortlich ist.

Pflanzen unter Stress: Trockenheit, Frostwechsel und hohe Salzkonzentrationen

So genannte Wiederauferstehungspflanzen werden in völlig ausgetrocknetem Zustand nach Wiederbewässerung innerhalb von weniger als 24 Stunden wieder voll physiologisch aktiv. Molekulare und biochemische Untersuchungen an *Craterostigma plantagineum* haben gezeigt, dass die Trockentoleranz ein komplexes Phänomen ist, bei dem eine Vielzahl von Genen während der Austrocknungsphase aktiviert wird. Ein großer Teil dieser Gene kodiert für Proteine, die die Zellen vor irreversiblen Schäden während des Austrocknens schützen, daneben spielen Zucker eine wichtige Rolle bei der Austrocknungstoleranz.

Pflanzen in tropischen Hochgebirgsregionen sind vielfältigen abiotischen Stressfaktoren ausgesetzt, z. B. einem ausgeprägten Tageszeitenklima mit Bodentemperaturen im Sommer von unter -10°C am Morgen bis über 70°C am Mittag. Als typische Wuchsformen treten Kugelsträucher und -polster in den trockenen und Rosettenpflanzen in den feuchten (sub)tropischen Hochgebirgen auf. Bei Letzteren sind die jungen Blätter im Zentrum in einem Konus zusammengepresst; tagsüber sind die Rosetten geöffnet, nachts schließen sie, sodass der Konus vor Frost geschützt wird (Abb. 5). Extratropische Gebirgspflanzen schützen sich durch Anpassungen in der Frosthärte, einem komplexen, vielschichtigen



Abb. 3: Brennendes Erdöl und Erdgas auf der Tiefsee-Bohrplattform Deep Water Horizon im Golf von Mexiko, April 2010.

CO_2 („anoxygene Photosynthese“) und können dabei dank ihrer speziell angeordneten Pigmente und anderer physiologischer Anpassungen mit geringsten Lichtmengen auskommen. Noch bei einer Lichtintensität von $1,4 \text{ nmol Quanten pro cm}^2$ und Sekunde, die für die CO_2 -Fixierung nicht mehr ausreicht, kann der ATP-Gehalt über knapp 30 Tage stabil gehalten werden. Dies entspricht bei ansonsten völliger Dunkelheit der Helligkeit eines brennenden Teelichtes in etwa 60 m Entfernung.

Neue Entdeckungen

In Ozeanen begrenzt in der Regel der Mangel an Stickstoff das Algenwachstum und beeinflusst damit entscheidend die Menge an biologisch gebundenem CO_2 . Biologisch verfügbarer Stickstoff wird dem Ozean entzogen, wenn Bakterien Nitrat (NO_3^-) zu Stickstoffgas (N_2) veratmen (Denitrifikation). Erst Ende der 1990er Jahre wurden in Sauer-

Abb. 4: Sauerstoffverteilung in 150 m Wassertiefe (grün, blau: Regionen mit hohem, rot: mit niedrigem Sauerstoffgehalt).

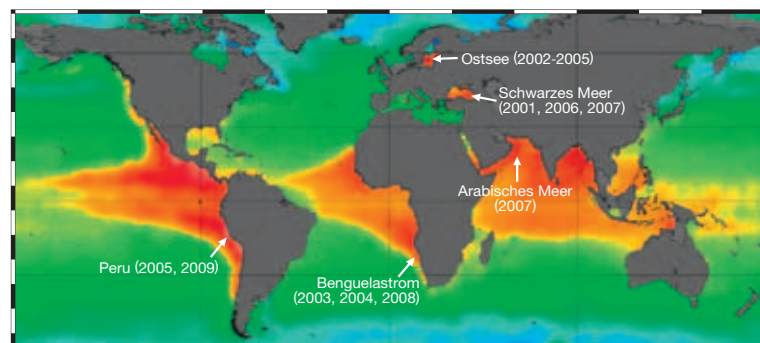




Abb. 5: *Lobelia telekii* auf dem Mt. Kenya in 4.200 m Höhe: Rosette in offener Tag- und geschlossener Nachtstellung.

Prozess. Hochgebirgspflanzen wie das Stängellose Leimkraut (*Silene acaulis*) könnten im Winter sogar flüssigen Stickstoff (−196 °C) überleben.

Halophyten sind Pflanzen, die salzhaltige Umgebung bevorzugen, aber auch in süßwasserhaltiger Umgebung überleben und dabei sehr effizient mit Wasser umgehen. Verschiedene Stoffwechselwege und biochemische Schutzmechanismen tragen zum erfolgreichen Umgang der Pflanzen mit hohen Salzkonzentrationen bei. Aufgrund ihrer vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten als Nahrungsmittel oder Tierfutter, als Lieferanten von Rohstoffen für die Industrie, zum Küstenschutz und zur Bodenverbesserung gewinnen Halophyten zunehmend an Bedeutung. Besonders wichtig sind sie bei der Wiederherstellung und Nutzung von durch künstliche Bewässerung mit Meerwasser geschädigten Habitaten. Der sachgerechte Einsatz von Halophyten kann diese Zerstörung von Nutzflächen vermindern oder sogar verhindern.

**Heizen oder Energie sparen?
Ein tierisches Problem bei Kälte**

Die meisten Kleinsäuger bleiben auch im Winter aktiv und halten ihre Körpertemperatur durch einen hohen Grundstoffwechsel, durch Kältezittern und durch die so genannte zitterfreie Wärmebildung im braunen Fettgewebe aufrecht. Gerade im Winter, wenn wenig Nahrung vorhanden ist, wird der erhöhte Energiebedarf jedoch zum Problem. Über spezielle Maßnahmen wie u. a. verstärkte zitterfreie Wärmebildung und Tagesschlaflethargie (Torpor) während der Ruhezeiten gelingt es Dsungarischen Zwerghamstern, bis zu 85 % Energie einzusparen und bei Temperaturen von −52 °C zu leben. Dies liegt nur wenig unter der Einsparung durch Winterschlaf (95 %). Dass es auch bei höheren Temperaturen und bei

Primaten Winterschlaf gibt, wurde erst in den letzten Jahren entdeckt (Abb. 6).

Der Mensch und seine Tropennatur

Der Mensch ist nach heutiger Erkenntnis in der Savanne im innertropischen Bereich Afrikas entstanden und trägt seine „tropische Heimat“ nach wie vor mit sich. Nackt befindet er sich bei 27 °C Außentemperatur im thermischen Gleichgewicht mit der Umwelt. Wird durch Arbeit zusätzliche Wärme erzeugt, setzt Kühlung durch Schwitzen ein, bei äußerer Kälte müssen wir uns zusätzlich isolieren. Anstelle stoffwechselphysiologischer Anpassungen ermöglichen es dem Menschen technische Lösungen (wie der Ersatz des Fells durch Kleidung, die Verwertung energiereicher Nahrung und der Einsatz von Hilfsmitteln), sowohl arktische Kälte als auch große Hitze zu ertragen.

Neben den Organisatoren des Rundgesprächs, Wolfgang Haber (Weihenstephan) und Karl O. Stetter (Regensburg), trugen zu dem Band bei: Bernhard Schink (Konstanz), Bo Barker Jørgensen (Aarhus, DK), Antje Boëtius (Bremerhaven, Bremen), Jörg Overmann (Braunschweig), Marcel Kuypers (Bremen), Dorothea Bartels (Bonn), Erwin Beck (Bayreuth), Bernhard Huchzermeyer (Hannover), Hans-Werner Koyro (Gießen), Gerhard Heldmaier (Marburg) und Josef H. Reichholf (Neuötting).

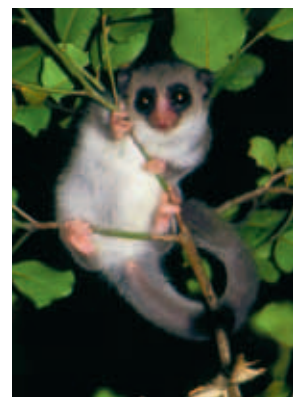


Abb. 6: Winterschlaf bei Primaten wurde erstmals beim Fettschwanzmaki (*Cheirogaleus medius*) nachgewiesen.



Literatur

Bayerische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), *Leben unter extremen Bedingungen* (Rundgespräche der Kommission für Ökologie 39), Verlag Dr. Friedrich Pfeil, München 2011, 160 S., ISBN 978-3-89937-124-6, 25,00 Euro.

ABB.: E. BECK; K. H. DAUSMANN

Neuerscheinung

„Unser Universitätsregiment ist freilich ein schlimmes Ding.“

Wissenschaft und Politik im Deutschen Kaiserreich:
Die Korrespondenz zwischen Theodor Mommsen und Friedrich Althoff erscheint in einer Reihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

VON STEFAN REBENICH

„UNSER Universitätsregiment ist freilich ein schlimmes Ding. Das Willkürregiment einerseits und der Mangel an innerlichem Zusammenhalten der Kollegen andererseits sind in stetigem Steigen, und beiden gegenüber ist der Einzelne machtlos. Wohl ist noch manches zu erreichen [...]. Aber es ist ein drückendes Gefühl, von solcher Favoritenwirtschaft auch nur in diesem Sinn zu profitieren. Du wirst dieselbe Erfahrung machen, Althoff wird, so weit er es kann (seine Macht zum Guten ist sehr viel beschränkter als sein Wille), Dir in solchen Dingen entgegenkommen, aber Freude wirst Du nicht davon haben, liebes Kind zu sein“ (Mommsen und Wilamowitz. Briefwechsel, Nr. 393 vom 25. Februar 1894).

Das „System Althoff“

Akteure der Wissenschaftspolitik im wilhelminischen Deutschland: der Althistoriker Theodor Mommsen (hier aufgenommen im Atelier Franz von Lenbachs) ...

Mit diesen Worten charakterisierte der Althistoriker Theodor Mommsen (1817–1903) in einem Brief an seinen Schwiegersohn, den Klassischen Philologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1848–1931), den Ministerialbeamten im preußischen Kultusministerium, Friedrich Althoff (1839–1908), und führte wesentliche Ambivalenzen des so genannten „Systems Althoff“ an, die auch die neuere Forschung herausgearbeitet hat: Der ungemein erfolgreiche Ausbau des deutschen Wissenschaftssystems im Deutschen Kaiserreich wurde durch eine gezielte Missachtung universitärer Autonomie vorangetrieben, und wissenschaftsorganisatorische Effizienz



ging zu Lasten der hochschulpolitischen Transparenz. Althoffs gouvernemental-autoritärer Führungsstil stieß auch die Professoren vor den Kopf, die von ihrer unmittelbaren Nähe zu dem Ministerialbeamten persönlich und institutionell profitierten.

Möglichkeiten und Grenzen der Wissenschaftspolitik und der Wissenschaftsverwaltung im Deutschen Kaiserreich illustriert die umfangreiche, fast 500 Schreiben zählende Korrespondenz zwischen Mommsen und Althoff. Da sich der Briefwechsel von 1882 bis 1903, d. h. über fast ein Vierteljahrhundert erstreckt, können an ihm die Expansion und Differenzierung des deutschen Hochschul- und Bildungswesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts exemplifiziert und zentrale Strukturen des deutschen Wissenschaftssystems rekonstruiert werden.



Modernisierung der Altertumswissenschaft

Die Themen, die Mommsen und Althoff brieflich und mündlich besprachen, waren weit gespannt. Althoff war bei der Begründung und Fortführung der großen altertumswissenschaftlichen Vorhaben der Preußischen Akademie der Wissenschaften beteiligt, die Mommsen leitete oder mitverantwortete und die quellenkritische Grundlagenforschung betrieben. Im Verein mit Althoff setzte Mommsen die „naturwissen-

schaftliche“ Modernisierung seines Faches durch und führte die Altertumswissenschaft konsequent aus ihrer traditionellen methodischen und inhaltlichen Verengung heraus. Diese nicht zum geringsten Teil über das Ministerium realisierte Forschungspolitik hatte indes die verstärkte Spezialisierung und Diversifizierung der altertumskundlichen Forschung zur Folge. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang die *Inscriptencorpora*, das Wörterbuch der römischen Rechtssprache, das Griechische Münzwerk, die *Prosopographien* der Kaiserzeit und der Spätantike und die Kir-

chenväterausgabe. Die moderne arbeitsteilige „Großforschung“ nahm, wie der Briefwechsel zeigt, ihren Ausgang in den Unternehmen, die den Quellenbestand der Alten Welt erschließen wollten und hier auch international verbindliche methodische und organisatorische Standards setzten. Doch nicht alle Projekte waren erfolgreich. Bisweilen wurden die Möglichkeiten des Machbaren überschätzt, Mitarbeiter überfordert und Mittel sinnlos verschleudert.

Nationale und internationale Wissenschaftspolitik

Nicht minder wichtig war der Austausch einerseits über die wissenschaftlichen und organisatorischen Belange verschiedener Unternehmen, die vom Deutschen Reich getragen wurden, wie des Archäologischen Instituts mit seinen Zweigstellen in Rom und Athen, der *Monumenta Germaniae Historica* und des Historischen Instituts in Rom, und andererseits über den Aufbau und die Sicherung nationaler und internationaler Kooperationen wie des Akademienkartells und der Assoziation der Akademien. Kein anderes Unternehmen, das Mommsen initiierte, unterstützte Althoff so nachdrücklich wie die Reichs-

limeskommission, die das größte Bodendenkmal Mitteleuropas, den Obergermanisch-Rätischen Limes, zum Gegenstand ihrer Aktivitäten machen sollte. Die Reichslimeskommission war das erste föderal organisierte Forschungsprojekt des Deutschen Kaiserreichs.

... und der Ministerialbeamte im preußischen Kultusministerium Friedrich Althoff.

Ein weiterer wichtiger Gegenstand der Kommunikation war die staatliche Alimentation der Berliner Akademie. Die jährlichen Dotationen und außerplanmäßigen Zuschüsse im Staatshaushalt genügten bald nicht mehr, um die notwendigen personellen und organisatorischen Rahmenbedingungen für eine schnell wachsende positivistische Grundlagenforschung sichern zu können. Daher mussten neue Finanzierungsmöglichkeiten aufgetan werden. In dieser Situation erkannten Mommsen und Althoff die Bedeutung der privaten Forschungsfinanzierung. Die Akademiestiftungen des Grafen Loubat, von Elisabeth Heckmann-Wentzel und Friedrich Imhoof-Blumer wurden durch die beiden eingerichtet. Mommsen vermittelte darüber hinaus bei den Bankiers Delbrück und Mendelssohn Kredite für die Finanzierung des Refraktors für das Astrophysikalische Observatorium in Potsdam und für den Erwerb eines Grundstückes für die Biologische Station Helgoland. Die Erwerbung der Bibliotheca Meermaniana für die Königliche Bibliothek war nur möglich, weil sich unter Mommsens Führung ein Konsortium von Großindustriellen, Bankiers und Gelehrten bereit erklärte, die Sammlung anzukaufen.

Mommsen war einer der mächtigsten Gutachter in altertumswissenschaftlichen Berufungsverfahren und damit in einer wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leitdisziplin des wilhelminischen Deutschland. Seinen Einfluss im Ministerium und seine Verbindungen zu Althoff nutzte er für eine gezielte Personalpolitik, die seinen Schülern und Mitarbeitern eine Karriere in preußisch-deutschen Hochschulen und in außeruniversitären wissenschaftlichen Institutionen ermöglichte. Mommsens Gutachtertätigkeit beschleunigte zugleich die Professionalisierung und Differenzierung der Wissenschaft vom Altertum und schrieb das historistische Wissenschaftsparadigma fort.

Für eine leistungsfähige Wissenschaft mussten auch in den Universitäten, Akademien, Museen und Bibliotheken Reformen durchgeführt werden. Mommsen war Althoffs Ansprechpartner für eine Fülle von einschlägigen Problemen: Er äußerte sich zur Einrichtung neuer Lehrstühle an der Friedrich-Wilhelms-Universität (oder regte sie an), dem Aufbau des Instituts für Altertumskunde, dem Neubau der Königlichen Bibliothek und der Reorganisation der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. Althoffs Plänen für die Reform des Bibliothekswesens und die Vereinfachung des internationalen Leihverkehrs

für Handschriften kam er bereitwillig entgegen, korrespondierte und verhandelte mit ausländischen Bibliotheken und beteiligte sich selbst an der Abfassung der entsprechenden Ministerialerlasse.

Informelle Wege der Einflussnahme

Der Briefwechsel gibt detaillierten Aufschluss über die Wege persönlicher Einflussnahme. Ein standardisiertes oder formalisiertes Verfahren gab es nicht. Meist bestimmte nicht die offizielle Eingabe an das Ministerium wichtige Entscheidungen, sondern das informelle Gespräch. Die Kommunikation beschränkte sich zum Teil auf einen kleinen Kreis von Entscheidungsträgern. Je ambitionierter und teurer einzelne Unternehmen waren, desto unerlässlicher war es, verschiedene wissenschaftliche und politische Netzwerke zu aktivieren, flexibel auf Veränderungen in den Meinungsbildungsprozessen zu reagieren und erfolgversprechende Handlungsstrategien zu entwickeln. Die administrativ komplexen und organisatorisch komplizierten Forschungsverbände integrierten nicht nur unterschiedliche Wissenschaftler, sondern auch unterschiedliche Behörden und Ämter.

Erfolge und Schwächen der preußischen Wissenschaftspolitik unter Althoff

Der Briefwechsel zwischen Mommsen und Althoff dokumentiert die manifesten Erfolge der preußischen Wissenschaftspolitik, vor allem die forcierte institutionelle, personelle und finanzielle Expansion des Wissenschaftssystems im Kaiserreich. Beide Akteure versuchten die preußische Hegemonie im deutschen Wissenschaftsbetrieb zu sichern und setzten sich auf internationaler Ebene für die Suprematie der deutschen Wissenschaft ein. Die Korrespondenz benennt zugleich wichtige Voraussetzungen dieser erfolgreichen Politik, die den Umbau des deutschen Wissenschaftssystems zu einem modernen, international konkurrenzfähigen Großbetrieb garantierten: Bürokratisierung, Professionalisierung, Rationalisierung und Hierarchisierung der Verwaltung.

Die Korrespondenz bezeugt aber auch die manifesten Schwächen der Wissenschaftsverwaltung: Hier kontrollierte ein „Geheimer Rat“ weite Teile der preußischen Universitätslandschaft, und die

se Kontrolle lag in der Hand „einer noch dazu formell nicht verantwortlichen Person“, wie Mommsen feststellte. Das „System Althoff“ war ganz auf seinen Schöpfer zugeschnitten und stand und fiel folglich mit der individuellen Eignung des Ministerialbeamten, der es meisterlich verstand, in seiner Arbeit administrativ-ministerielle Vorgaben und wissenschaftlich-bildungsbürgerliche Ansprüche zu verbinden. Aber die Kontinuität seiner erfolgreichen Wissenschaftspolitik war institutionell nicht gesichert.

Mommsen und Althoff teilten die Überzeugung, dass wissenschaftliche Großprojekte erst durch staatliche Alimentation und hierarchische Organisation erfolgreich umgesetzt werden konnten. Aber die grundsätzliche Diskrepanz zwischen dem von Mommsen verfochtenen Idealtypus der Humboldt'schen Forschungsuniversität und der Akademie mit ihrem absoluten Wissenschaftspostulat einerseits und der von Althoff repräsentierten „bedarfsorientierten“ Hochschulpolitik andererseits, die im Zeitalter der Industrialisierung wirtschaftliche, soziale und machtpolitische Interessen berücksichtigte, wurde in der Korrespondenz nicht thematisiert. Dissens stifteten Einzelentscheidungen, die Mommsens wissenschaftlichen, politischen und konfessionellen Überzeugungen zuwiderliefen, wie die wirtschaftlich notwendige Öffnung der Universitäten für Absolventen aller höheren Schulen und die machtpolitisch indizierte Berufung des katholischen Historikers Martin Spahn auf einen konfessionell gebundenen Lehrstuhl an der Universität Straßburg.

Herausgehobene Stellung Althoffs

Die nun vorgelegte Korrespondenz zeigt, dass Althoff auf Grund seiner Sachkompetenz und der hohen Informationsdichte in der Wissenschaftsadministration eine herausgehobene Stellung innehatte, dass an seiner Zustimmung in allen wichtigen Fragen kein Weg vorbeiführte, dass er widerstreitende Kräfte moderieren konnte und in der Regel seinen Willen durchzusetzen verstand. Aber von einer rigiden Kontrolle der Universitäten und einer starken Beschneidung der Wissenschaftsautonomie durch das Ministerium kann nicht die Rede sein. Vielmehr wurden schwierige Gegenstände intensiv zwischen den Akteuren aus Wissenschaft und Kultusbürokratie verhandelt, genauer: ausgehandelt. Für die Entscheidungsfindung war die gesellschaftliche Interaktion wichtiger als der ministerielle Oktroi. Deshalb musste nicht nur Mommsen mit Althoff einen modus agendi finden, sondern auch Alt-

hoff mit Mommsen, um dessen Verbindungen zu wichtigen Repräsentanten aus Wissenschaft, Politik und Wirtschaft für die Durchsetzung großer Vorhaben nutzen zu können. Doch die zentralen wissenschaftspolitischen Diskussionen wurden nicht allein zwischen Ministerium und Universität geführt, sondern integrierten weite Teile der bürgerlichen Gesellschaft der Zeit. Die virtuose Beherrschung von Netzwerken öffnete Mommsen Möglichkeiten der Einflussnahme und Spielräume der Gestaltung, von denen individuelle wissenschaftliche Interessen und übergreifende wissenschaftsorganisatorische Strukturen profitierten. Die Beziehung zwischen dem Althistoriker und dem Ministerialbeamten war so lange erfolgreich, wie beide Seiten Nutzen daraus zogen.

Theodor Mommsen zieht Bilanz

Das „System Althoff“ war eine kunstvoll elaborierte bürokratische Herrschaftskonfiguration, die sich durch eine institutionalisierte Regierungstätigkeit, eine rationale Kosten-Nutzen-Abwägung, das effiziente Management unterschiedlicher Interessen, eine machtorientierte Politik und ein hohes Maß an Durchsetzungsfähigkeit auszeichnete. Theodor Mommsens Bilanz fokussierte indes weniger das System als die Person. Er bewog 1895 Friedrich Althoff, in einer persönlichen Krise sein Amt nicht aufzugeben, und nannte die individuellen Vorzüge und Leistungen des Ministerialbeamten: „Gewiß gehören Sie zu den Bestgescholtenen in unserm lieben unmündigen Vaterland, und ich verstehe wohl, daß Sie das fühlen und darunter leiden. Aber davon halten Sie sich überzeugt, daß die Besten und die Kundigsten – die peccata ignorantiae sind häufiger und gefährlicher als die peccata malitiae – sehr wohl wissen, was wir an Ihnen haben und was so sicher nicht wieder kommt: Ihre volle Selbstlosigkeit, Ihr offener Sinn für alle wissenschaftlichen Aufgaben, Ihr Wagemuth und Ihre Klugheit.“ ■

DER AUTOR

Prof. Dr. Stefan Rebenich ist ordentlicher Professor für Alte Geschichte und Rezeptionsgeschichte der Antike an der Universität Bern. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen die Geschichte der griechisch-römischen Antike, insbesondere die Geschichte Spartas, das Christentum im Römischen Reich, die Spätantike sowie die Rezeptionsgeschichte der Antike und die Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Literatur

Theodor Mommsen und Friedrich Althoff. Der Briefwechsel 1882–1903, hrsg., komm. und eingel. von Gisa Franke und Stefan Rebenich (≈ Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts 67), Oldenbourg Verlag, München 2012, VIII + 854 S., ISBN 978-3-486-70104-3, geb., ca. 118,00 Euro.

Ludwig II. im Jahr 1864: Bei seiner Thronbesteigung erregte der glänzend aussehende junge König allgemeine Bewunderung.



ABB: BAYHSTA, GEHEIMES-HAUSARCHIV, WITTELSBACHER BILDERSIC 95/119D

König Ludwig II.

Krankheit, Krise und Entmachtung des Märchenkönigs

Mit Heft 2 des 74. Jahrgangs der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (ZBLG) publiziert die Kommission für bayerische Landesgeschichte eine interdisziplinäre Untersuchung über die Ursachen und Hintergründe der Entmündigung König Ludwigs II. und die Einsetzung der Regentschaft des Prinzen Luitpold.

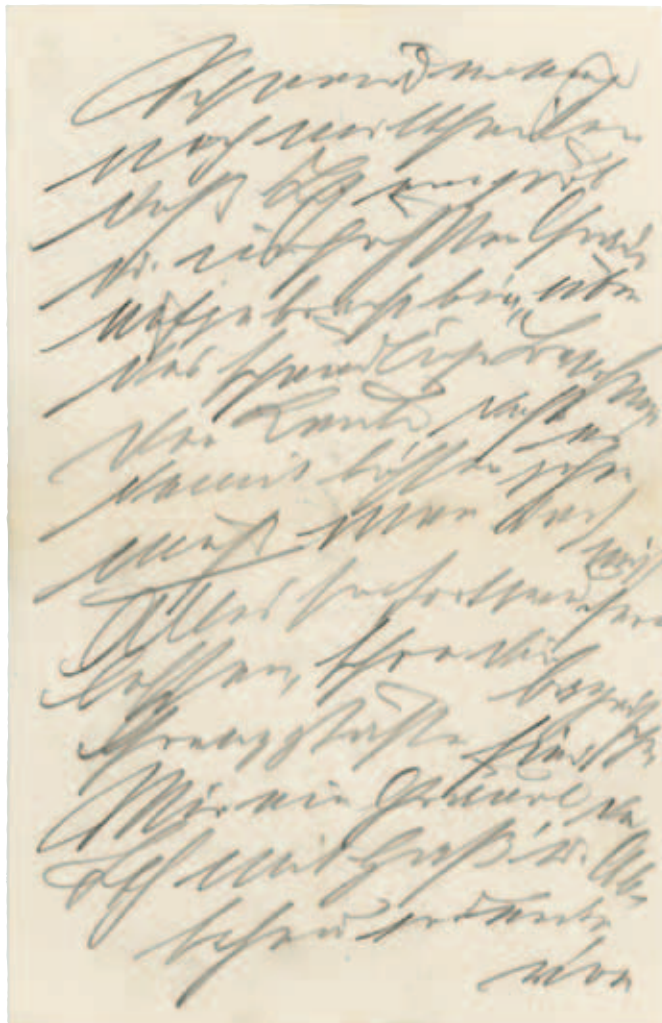
VON GERHARD IMMLER

AN LITERATUR ÜBER König Ludwig II. von Bayern herrscht wahrhaft kein Mangel. Nächst seinem plötzlichen Tod im Starnberger See zählen dabei die Fragen nach seiner Krankheit und nach den Ereignissen, die dazu führten, dass der König am 9. Juni 1886 für geisteskrank und daher regierungsunfähig erklärt wurde, zu den Problemen der Biographie Ludwigs, die bis heute die Öffentlichkeit am meisten beschäftigen. Dass das Gutachten einer Ärztekommision vom 8. Juni 1886 dem heutigen Stand der psychiatrischen Wissenschaft nicht mehr entspricht, ist offenkundig. Dass ein Verfahren, das dazu führte, einen Monarchen, der theoretisch mit zwar nicht unumschränkter, aber doch großer Machtfülle ausgestattet war, dieser Macht zu entkleiden, nicht abgelaufen sein kann, ohne dass politische Interessen im Spiel waren, bedarf nicht eigens einer Begründung. Über die Motive der in dem Verfahren gegen Ludwig II. involvierten Personen und ihre jeweilige Rolle im Hergang der Ereignis-

nisse ist jedoch viel und kontrovers spekuliert worden. Eine genaue Rekonstruktion der Geschehnisse seit dem Sommer 1885, als nach der Entlassung des Hofsekretärs Hermann Gresser eine Deckungslücke von 6,5 Millionen Mark in der königlichen Kabinettskasse aufgedeckt wurde und damit die „Königskrise“ um Ludwig II. einsetzte, schien unerlässlich, um an Stelle der Spekulationen ein historisches Urteil auf sicherer Basis abgeben zu können. Die Entmachtung Ludwigs II. war aber nicht einfach eine politische Aktion, sie vollzog sich in den Formen eines Rechtsakts. Ging es dabei ganz mit rechten Dingen zu? Peter Gauweiler hat in den letzten Jahren mehrfach aufgezeigt, dass das Verfahren gegen Ludwig II., gemessen an den Maßstäben der damals für die Entmündigung Geisteskranker geltenden Normen, defizitär war. Doch waren diese Normen, geschaffen für den Fall des Normalbürgers, auf den König überhaupt anwendbar? Von einem Forscher allein konnten diese in verschiedene Wissenschaftsdisziplinen einschlagenden Fragen gar nicht befriedigend gelöst werden.

Vom Werden eines Gemeinschaftsprojekts

Vor zehn Jahren fanden der Leiter des Klinikums für Psychiatrie und Psychotherapie der TU München, Hans Förstl, und der Historiker und ausgewiesene Experte für die Biographie Ludwigs II., Rupert Hacker, zusammen, um in enger Kooperation den medizinischen und den historischen Teil einer Untersuchung zu übernehmen, die auf folgende Fragen Antwort geben sollte: Wie krank war Ludwig II. wirklich und welche Diagnose wäre heute zu stellen? Wer betrieb wann und aus welchen Motiven die Erklärung des Königs als geisteskrank? Dass die Quellen, die hier heranzuziehen und neu zu sichten waren, vor allem im Geheimen Hausarchiv der Wittelsbacher im Bayerischen Hauptstaatsarchiv liegen, brachte den Autor dieser Zeilen mit ins Spiel, denn als Leiter dieser Institu-



Kammerbefehl vom 25. April 1886: In den letzten etwa zwei bis drei Jahren seiner Regierung teilte Ludwig II. seine Wünsche der Außenwelt bevorzugt in Form handgeschriebener Zettel in kaum leserlicher Schrift mit. Sein Kammerdiener Lorenz Mayr setzte den Inhalt erforderlichenfalls in Briefe an den eigentlichen Adressaten um.

tion vermittelte er den Forschern den Zugang zu den Dokumenten. Um die Vorgänge der Königs-krise von 1885/86 umfassend bewerten zu können, fehlte freilich noch eine wissenschaftliche Disziplin, nämlich die Rechtswissenschaft. Dass außer den eher dünnen Worten, die die bayerische Verfassungsurkunde von 1818 der Eventuali-tät einer Regentschaft widmete, noch andere Rechtsnormen von Bedeutung waren, hatte, wie erwähnt, Peter Gauweiler schon aufgezeigt. Was noch fehlte, um das Forscherteam zu komplet-tieren, war also ein Jurist. Trotz eines gewissen Unbehagens, sich als gelernter Historiker, wenn auch mit rechtshistorischem Steckenpferd, dieser Aufgabe zu unterziehen, erklärte sich der Verfasser schließlich dazu bereit, diesen Part beizusteuern.

Damit war die Idee für das Projekt einer ge-meinsamen Publikation geboren, und die beteiligten Forscher haben sich seitdem in der Regel zwei- bis dreimal im Jahr getroffen, um die Ergebnisse ihrer Forschungen vorzutragen und zu diskutieren. Die einzelnen Beiträge sind daher aufeinander abgestimmt und ergänzen sich gegenseitig, auch wenn sich Wertungen, etwa des Verhaltens der Minister, in Nuan-cen unterscheiden. Darin schlägt sich bei allem quellengestützten Bemühen um objektive Darstellung der Ereignisse die Individualität des historischen Urteils des einzelnen Autors nieder. Naturwissenschaft-liche Eindeutigkeit ist eben in den Geisteswissenschaften nicht zu erzielen – und übrigens auch nicht in der Medizin, wenn sie auf der Grundlage historischer Quellen eine Diagnose über das Krank-heitsbild eines längst Verstorbenen stellen muss.

Ein Hinweis des Lehrstuhlinhabers für Didaktik der Geschichte an der LMU München, Hans-Michael Körner, führte dann noch eher kurzfristig zur Integration eines

vierten Beitrags in die geplante Themenausgabe der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte: Als Kurzfassung ihrer Magisterarbeit steuerte die junge Historikerin Verena Wittmann einen Aufsatz bei, der sich mit der Behandlung der Königs-krise und der Regentschaftseinsetzung durch die Presse beschäftigt.

Persönlichkeitsstörung und hirnorganische Erkrankung

Auf der Grundlage bereits vorab in Fachzeit-schriften veröffentlichter Forschungsergebnisse erstellt Hans Förstl ein Persönlichkeitsbild König Ludwigs II., das die Einordnung seines Falles als den einer schizotypen Persönlich-keitsstörung, somit einer Erkrankung, die eine große Variationsbreite zwischen Exzentrität und voll ausgeprägter Schizophrenie aufweist,



Ludwig II. 20 Jahre später: Durch übermäßiges Essen stark übergewichtig, hüllte sich der menschenscheue König bevorzugt in einen unansehnlichen Wintermantel.

gestattet. Dadurch erklärt sich auch, dass neben krankhaften Verhaltensweisen die Fähigkeit zu eindrucksvollen geistigen Leistungen, etwa bei der Gestaltung seiner Bauprojekte, bei Ludwig II. erhalten blieb. Zusätzlich beeinträchtigt wurde die geistige Leistungsfähigkeit allerdings in der letzten Lebensphase durch einsetzende Auswirkungen einer frontotemporalen Demenz, die aufgrund des bisher meist zu wenig beachteten Autopsie-Befundes zu vermuten ist.

Im Machtdreieck von Königshaus, Ministern und medizinischen Experten

Die Verschuldung Ludwigs II. war zunächst einmal dessen privates Problem. Politisch brisant wurde sie durch gerichtliche Klagen von Gläubigern, die den Konkurs auszulösen drohten. Dies hätte das Ansehen der Krone schwer geschädigt und drohte den allein auf das Vertrauen des Königs gestützten Ministerrat mit in den Abgrund zu reißen. Wie Rupert Hacker darlegen kann, ging die Initiative zur Entmachtung des Königs dementsprechend von dessen Vorsitzenden Johann Freiherr von Lutz aus. Sie auf dem Wege einer Regentschaftseinsetzung wegen Geisteskrankheit – und nicht etwa einer Abdankung – herbeizuführen, geht aber im Wesentlichen auf Prof. von Gudden zurück, der schon vor Einsetzen der Zeugenvernehmungen sehr bestimmt erklärte, Ludwig II. sei unzweifelhaft verrückt. Prinz Luitpold dagegen war nur formal Herr des Verfahrens. Er ließ sich nur zögernd und aus Pflichtbewusstsein dazu bewegen, die Regentschaft zu übernehmen. Eine gewisse krisenverschärfende Rolle spielten die Weigerung der Prinzen des königlichen Hauses, vor allem des späteren Königs Ludwig III., weitere, für sie möglicherweise ruinöse Bürgschaften für Schulden des Königs zu übernehmen, sodann der weit verbreitete Unmut über die Zurückgezogenheit Ludwigs II., vor allem sein Fernbleiben von der Landeshauptstadt seit Frühjahr 1885, schließlich die Tatsache, dass auf Übertreibungen und Halbwahrheiten beruhende Gerüchte über dessen Privatleben den ohnehin durch die Schulden gegebenen Skandal noch schärfer auf die Person des Königs zuzuspitzen drohten.

Der Aufsatz von Verena Wittmann gewährt ergänzend interessante Einblicke in die Steuerung der öffentlichen Wahrnehmung der Person und Regierungsfähigkeit Ludwigs II. durch den Mi-

nisterrat. Sie schlug seit Mitte 1885 vom Schutz des königlichen Ansehens um in Passivität. Zu tun hatte dies freilich auch damit, dass jeder Versuch versagte, außerbayerische Zeitungen zu beeinflussen, deren Artikel dann von bayerischen Blättern nachgedruckt werden konnten.

Das Dilemma des Monarchischen Prinzips

Verfassungsgeschichtlich ist bemerkenswert, dass die Königskrise von 1885/86 die Diskrepanz offenlegte zwischen der Norm eines – in den Schranken der Verfassung – selbst regierenden Königs und einer Verfassungswirklichkeit, in der die Minister den politischen Kurs bestimmten, wobei sie aber allein vom königlichen Vertrauen und nicht dem des Landtags abhängig waren. Gestützt auf ein Bündnis mit dem sehr selbstsicher auftretenden Psychiater von Gudden gelang es dem Ministerratsvorsitzenden Johann von Lutz, die durch den Prestigeverlust des Königs drohende Legitimitätskrise des Systems zu überstehen – und das trotz erheblicher Verstöße gegen die bei einer Entmündigung im königlichen Haus gebotene Verfahrensordnung. Ludwig II. dagegen wurde das Opfer seines eigenen Beharrens auf umfassenden königlichen Prärogativen bei mangelnder Kraft zu deren Ausübung.

Quellen für ein Persönlichkeitsbild

Abgerundet wird die Ausgabe der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte durch einen ausführlichen Quellenanhang, in dem erstmals die Dokumente (Berichte und Protokolle von Zeugenaussagen) publiziert sind, die dem Ärztlichen Gutachten Guddens und seiner Kollegen zu Grunde lagen. Dazu kommt eine Auswahl an Kammerbefehlen (durch Vermittlung des Kammerdieners Lorenz Mayr der Außenwelt übermittelten Anweisungen) Ludwigs II. aus den letzten Lebensmonaten, die beleuchten, wieweit dieser in einer Welt aus Wunschträumen lebte, die zwar nicht verrückt im Sinne von wahnhaft, wohl aber unreal war. ■

DER AUTOR

Der Historiker Dr. Gerhard Immler leitet die Abteilung III Geheimes Hausarchiv des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München. Das Archiv ist zuständig für die Bestände zur Geschichte des Hauses Wittelsbach sowie das von Mitgliedern des kgl. Hauses übergebene Schriftgut.

Literatur

König Ludwig II. von Bayern. Krankheit, Krise und Entmachtung. Mit Beiträgen von Hans Förstl, Rupert Hacker, Gerhard Immler und Verena Wittmann (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 74/2), Verlag C.H. Beck, München 2011, 400 S., ISBN 9-783406-11191-4, 24,80 Euro.

NEUERSCHEINUNG

Päpste und Spanier an der Donau

Die Inschriftenkommission legt nach dem Band zur Stadt Passau einen Teilband zum Landkreis Passau vor.

VON RAMONA EPP

Der Festsaal von Urban von Trenbach im ehemaligen fürstbischöflichen Schloss in Obernzell, Landkreis Passau, mit dem umlaufenden Pappstefries (unten).

DER NUN ERSCHIENENE erste Band des Landkreises Passau enthält die ehemaligen Bezirksämter Passau und Wegscheid. Das Gebiet umfasst das Umland der Bischofsstadt, zu dem nicht nur Teile des ehemaligen Hochstiftes gehören, sondern auch Landschaftsabschnitte, die ehemals zu den bayerischen Landgerichten Vilsbibingen und Griesbach – mit diversen Hofmarken – sowie zur Grafschaft Neuburg am Inn zählten. So vielfältig wie das Gebiet sind auch die Inschriften, die der Band dokumentiert: Neben klösterlichen Beständen, die in erster Linie Grabmäler von Stiftern und Äbten beherbergen, findet sich eine Reihe von Grablegen lokaler adliger Familien oder Grabplatten der örtlichen Geistlichkeit. Auch Bauinschriften oder Flurdenkmäler wurden berücksichtigt.

Wie kommt eine altspanische Inschrift nach Niederbayern?

Viele der Inschriftenzeugnisse beleuchten die lokale Geschichte. Sie lassen Persönlichkeiten oder Ereignisse ans Licht treten, die mit der Historie der einzelnen Orte eng verbunden sind. Umso verwunderlicher erscheint es, hier, am Fuße des Bayerischen Waldes, plötzlich auf eine Inschrift in Altspanisch zu treffen, die mit der Gegend keinerlei Verbindung hat.

Eine solche Besonderheit findet sich in Obernzell, das ein Stück donauabwärts von Passau liegt. Der Ort war seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert Sitz eines bischöflichen Landgerichtes. Die Passauer Bischöfe Georg von Hohenlohe (1390–1423) und Leonhard von Layming (1423/24–1451) ließen das heute noch erhaltene Schloss direkt am Donauufer errichten. Einen größeren Umbau erfuhr die Anlage unter Fürstbischof Urban von Trenbach (1561–1598). Dieser hochgebildete Mann begegnete uns bereits in der Stadt Passau, wo er ebenfalls durch seine Renovierfreudig-

keit hervortrat. Er hatte offenbar ein Faible für umfangreiche Inschriftenprogramme, wovon die Scheingraberwand mit seiner Ahnenreihe in der Trenbachkapelle zeugt (vgl. „Die Inschriften der Stadt Passau“, Wiesbaden 2006).

Im Zuge seiner Neugestaltung des Obernzeller Schlosses ließ er dessen Festsaal und die Kapelle ausstatten. Ihm verdanken wir das dort erhaltene umfassende Inschriftenprogramm, das im Zuge der Sanierung des Baus in den 1970er Jahren restauriert wurde.

Die Ausgestaltung des Festsalles mag zunächst unscheinbar anmuten, da sie keine wesentlichen Bilderzyklen umfasst. Die gesamten Wandflächen des Saales umläuft auf Türhöhe ein hölzernes Gesims. Im Fries dieses Gebälkes reiht sich eine mehrzeilige Inschrift an die andere. Die lateinischen „Sprüche“ setzen sich in gemalten Kartuschen an den Wänden der ehemaligen Schlosskapelle fort. In das lateinische Programm wurden an mehreren Stellen Aussprüche in griechischer, hebräischer und altsyrischer Sprache integriert. Diese Texte umfassen Zitate antiker und christlicher Autoren wie Cicero, Seneca oder Augustinus, die häufig miteinander kombiniert oder auch umformuliert wurden. Als maßgebliches Werk, auf dem viele dieser Inschriften basieren, konnte die Abhandlung „Ad veram sapi-



ABB.: AUS DEM BESPROCHENEN INSCRIFTENBAND





INVENIRE LICVIT) (Wappen, wie viele gefunden werden konnten).

Warum nun Urban von Trenbach seinen Festsaal ausgerechnet mit einer Pöpstereihe und kontemplativen Sprüchen ausschmücken ließ, wissen wir nicht. Anzunehmen ist, dass diese Ausgestaltung im Zusammenhang mit sich damals im Gange befindlichen Reformversuchen zu sehen ist. Zu der Zeit liefen Bestrebungen, die katholische Reform auch im Bistum Passau voranzutreiben. Hierzu wurde Passau mehrmals vom päpstlichen Nuntius Felician Ninguarda (1524–1595) visitiert – zuletzt 1583, in dem Jahr, in dem auch der Pöpstezyklus entstand.

Ein Aufseufzen Urbans, der sich in seinen Reformbestrebungen erbittertem Widerstand

DIE AUTORIN

Dr. Ramona Epp ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für die Herausgabe der Deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit und Autorin des Bandes „Die Inschriften des Landkreises Passau bis 1650“.

entiam introductio“ des spanischen Humanisten Juan Luis Vives (1492–1540) ausgemacht werden. Der Inhalt des Textprogrammes könnte somit auch als eine Hinführung zu einem „wahrlich weisen“ Lebenswandel umschrieben werden. Die Inschriftenserie bildet sozusagen die Basis. Weiter oben, nur wenig unterhalb der Holzkassettendecke, umläuft den Festsaal ein weiterer Fries. Er ist direkt auf die Wand gemalt und zeigt eine Pöpstereihe, angefangen vom Heiligen Petrus bis hin zu Clemens VIII. Aldobrandini (1592–1605). Anders als beispielsweise bei dem berühmten Pöpstezyklus in S. Paolo fuori le mura in Rom, wo die einzelnen Pontifices in Portraits gezeigt werden, sind die Pöpste hier durch Wappenschilde präsentiert, denen knappe Regierungsdaten beigegeben sind.

Wappen als Präsentationsmittel stellten den Gestalter des Programms jedoch vor ein Problem: Wappen als Zeichen adeliger Familien sind erst seit dem 12. Jahrhundert üblich. Was tun mit den Nachfolgern Petri aus der Zeit davor? Hier greift der Meister zu Phantasiewappen, einige Pöpste wurden auch mit existierenden Wappen versehen, so z. B. Papst Liberius (352–366) mit dem der Familie Savelli. Der Schild des Petrus trägt die zwei Schlüssel – sein Heiligenattribut –, die gleichzeitig das Wappen der Hl. Römischen Kirche bilden. Dass bei einigen der frühen Pöpste die Schilde leer sind, zeugt von einem gewissen „wissenschaftlichen“ Anspruch, den der Autor der Reihe in der beistehenden Überschrift betont: INSIGNIA (QVOTQVOT



Dromedar mit altspanischer Inschrift auf dem Rauchkasten im Festsaal des Obernzeller Schlosses.

seitens des Domkapitels gegenüber sah, mag man in einer weiteren Inschrift entdecken: Den pyramidenförmigen Rauchkasten des Kamins im Festsaal zierte die Darstellung eines liegenden Dromedars, das mit Lasten bepackt ist. Es wird von einer altspanischen Inschrift begleitet. Diese Darstellung aus dem Bereich der Emblematik ist ein Bild für die Grenzen der Geduld, die vielleicht auch bei Urban strapaziert gewesen sein mag. Der Spruch besagt: NON SVEFRO MAS DE LO QVE PVEDO (Ich dulde nicht mehr als ich kann)! ■

Literatur

Die Inschriften des Landkreises Passau bis 1650. I. Die ehemaligen Bezirksämter Passau und Wegscheid, ges. und bearb. von Ramona Epp, hrsg. v. d. Inschriftenkommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (≈ Deutsche Inschriften 80) (≈ Münchener Reihe 14), Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden 2011, LXII + 283 S., 23 Tafeln mit 70 SW-Abb. u. eine farb. Karte, ISBN 978-3-89500-786-6, Ln., 59,00 Euro.

„Quint-Essenz aller Reichsgesetze“

Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ediert seit Frühjahr 2011, gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die zwischen 1519 und 1792 von den Königen und Kaisern des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation beschworenen Wahlkapitulationen.

VON WOLFGANG BURGDORF



Kaiser Leopold I. im Kreise der Kurfürsten, der Autoren seiner Wahlkapitulation von 1658. Kupferstich von Abraham Aubry, Nürnberg 1663/64.

„Die kaiserliche Wahlkapitulation ist allerdings das vornehmste Reichsgrundgesetz, welches die Rechte und Pflichten eines regierenden Kaisers bestimmt und dessen Verbindung mit den Reichsständen ins klare setzt. Sie verdient eine ganz besondere Aufmerksamkeit, weil in derselben das ganze Staatsrecht verborgen liegt.“

DIE FRÜHNEUZEITLICHEN königlichen und kaiserlichen Wahlkapitulationen, Verträge zwischen den Kurfürsten als Wählern und dem künftigen Herrscher, galten zeitgenössischen Juristen wie dem links zitierten Christian August Beck, dem Staatsrechtslehrer des späteren Kaisers Joseph II., als „Grundgesetz“ des Alten Reiches. Becks Kollege Karl Friedrich von Häberlin bezeichnete sie als ein „Handbuch deutscher Regenten und Staatsmänner“, als „Quint-Essenz aller Reichsgesetze“. Publizisten rühmten sie als den „Anker der Deutschen Freiheit“, „Magna Charta“, „Reich-Staats-Katechismus“ und „Enzyklopädie unserer Reichsgesetze“.



Das Material

„Kapitulation“ im frühneuzeitlichen Sprachgebrauch meint nicht Unterwerfung, sondern einen in Kapitel gegliederten Vertrag. Die deutschen Wahlkapitulationen bilden einen einheitlichen, umfassend normierenden Verfassungstext *avant la lettre*. Denn bereits in der ersten Wahlkapitulation von 1519 wurden die früheren Fundamentalgesetze bestätigt. Ab 1653 hieß es dann regelmäßig mit Bezug auf die älteren Grundgesetze, das neugewählte Reichsoberhaupt wolle sie halten, „als wenn sie dieser Kapitulation von Wort zu Wort einverleibt“ wären. Im Unterschied zu den statischen „*Leges fundamentales*“ wie der Goldenen Bulle (1356) oder dem Augsburger Religionsfrieden (1555) reagieren die Wahlkapitulationen auch auf Veränderungen in der Regierungszeit des jeweils vorhergehenden Kaisers. Da sie die über Jahrhunderte entstandene komplexe Verfassung des Reiches in einem Text zusammenfassten, verglich der Verfassungshistoriker Fritz Hartung sie schon 1911 mit „modernen Verfassungsurkunden“.

Verfassungen im modernen Sinne, als politische und gesellschaftliche Grundordnung des Staates, gibt es aber erst seit der Verabschiedung der Konstitution von Virginia 1776. Den Wahlkapitulationen fehlt als wesentliches Charakteristikum moderner Konstitutionen die Partizipation des Volkes an der Staatsgewalt.

Die Wahlkapitulationen in den geistlichen und weltlichen Wahlstaaten Europas waren aber ein wichtiger Vorläufer der modernen Verfassungen. Es gab sie im Alten Reich, in den geistlichen Staaten, in Venedig sowie in den Königreichen Böhmen, Ungarn, Dänemark, Schweden und Polen. Die Wahlkapitulationen der deutschen Reichs-

oberhäupter nehmen einige Elemente moderner Verfassungen vorweg. Dazu gehören der umfassende Regelungsanspruch und die normative Letztgültigkeit über den untergeordneten territorialen Verfassungen, zudem der Schutz gewisser Grundrechte lange Zeit vor der Französischen Revolution.

1519, als die Kurfürsten den mächtigen spanischen König als Karl V. zum deutschen Kaiser wählten, diente die erste kaiserliche Wahlkapitulation, ein bündiger Vertrag von wenigen Seiten, als Schutz gegen den übermächtigen Monarchen. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte kam es auch mit Hilfe der Wahlka-

pitulationen zu einer weitgehenden Einschränkung der kaiserlichen Macht. Als 1792 die letzte Wahlkapitulation aufgesetzt wurde, hatte sie über 300 Seiten.

Die Elemente des Grundrechtsschutzes waren für die Untertanen vor den Reichsgerichten einklagbar. Karl V. musste 1519 versprechen, nur Deutsche in der Reichsadministration zu beschäftigen, um das Reich vor Fremdherrschaft zu schützen. Nach dem Religionsfrieden von 1555 mussten sich die Reichsoberhäupter verpflichten, „Frieden und Ruhe ohne Rücksicht auf Religion, Person und Stand zu handhaben“. Die Wahlkapitulationen beinhalteten auch eine Rechtsweggarantie. Bei Karl VI. hieß es 1711: „Wir sollen und wollen im Heiligen Römischen Reich Fried und Einigkeit pflanzen, Recht und Gerechtigkeit aufrichten und verfügen, damit sie ihren gebührlchen Gang dem Armen wie dem Reichen, ohne Unterschied der Personen, Stands, Würden und Religionen, auch in Sachen Uns und Unseres Hauses eigenes Interesse betreffend“, nehmen. Das Brief- und Postgeheimnis nahm seinen Weg, ausgehend von den Wahlkapitulationen der deutschen Kaiser ab 1690, rund um die Welt. Zu jener Zeit einzigartig war die Gewährung religiöser Toleranz ab der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Die Wahlkapitulationen waren gleichermaßen das jeweils aktuellste Grundgesetz des Alten Reiches wie eine Art Regierungsprogramm, das von den Kurfürsten im Namen des künftigen Reichsoberhauptes formuliert wurde. Sie definieren die Grenzen der Hoheitsgewalt des Reichsoberhauptes, also des zukünftigen Kaisers oder des zu Lebzeiten eines Kaisers gewählten

Kaiser Karl V. (1500–1558) wurde 1519 genötigt, die erste Wahlkapitulation abzuschließen. Gemälde von Christoph Amberger (ca. 1505–1562), um 1532, Gemäldegalerie Staatliche Museen zu Berlin (links).

Kaiser Franz II. (1768–1835) schloss 1792 die letzte Wahlkapitulation ab. Anonymes Porträt, Fürst Thurn und Taxis, Kunstsammlungen.

DER AUTOR

PD Dr. Wolfgang Burgdorf ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Abteilung „Die Wahlkapitulationen der römisch-deutschen Könige 1519–1792“ und Privatdozent an der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte sind das Alte Reich, Verfassungsgeschichte, Europa- und Nationalvorstellungen, Gelehrten- und Umweltgeschichte. 2011 erschien von ihm eine Biographie Friedrichs des Großen.

Nachfolgers, der den Titel eines Römischen Königs trug. Diese Vertragswerke spiegeln durch die zunehmende Einschränkung der kaiserlichen Gewalt den Ausbau der landesherrlichen Gewalt. Sie bilden so die sukzessive Föderalisierung des Alten Reiches ab.

Die Wahlkapitulationen sind keineswegs nur Quellen für die Geschichte des Kaisertums, sondern auch für dessen Verbindungen zur Reichsfürstenhierarchie bis hin zur untersten Ebene der Einwohner des Reiches. Durch die vielfältigen Bezüge auf den Burgundischen Reichskreis, Böhmen und Reichsitalien vermag eine Edition der Wahlkapitulationen auch die trans- und übernationalen Aspekte zu verdeutlichen, die das Alte Reich wie viele andere frühneuzeitliche Staatswesen auszeichnete.

In Artikel VIII des Westfälischen Friedens war dem künftigen Reichstag die Erledigung einiger zurückgestellter Thematiken aufgetragen, darunter auch die Erarbeitung einer beständigen Wahlkapitulation. Neben weiteren komplexen Aufgaben führte dies zur Verstetigung des Reichstages und zu einer beständigen Diskussion über die Reform der Wahlkapitulation als beständiges Reichsgrundgesetz. In den 1790er Jahren publizierten junge Juristen verschiedene Musterkapitulationen als Grundgesetzentwürfe. Diese haben teilweise eine erstaunliche Nähe zu den konstitutionellen Verfassungen deutscher Länder nach 1815. Ihre Verfasser waren in den Verfassungskämpfen des Vormärz engagiert. Zeitlich gesehen war die Abfassung der jeweils aktuellen Wahlkapitulation das Hauptgeschäft der so genannten Wahltage, der Zusammenkünfte der Kurfürsten bzw. ihrer Gesandten. Erst

wenn die Wahlkapitulation verabschiedet war, schritt man zur Wahl des neuen Reichsoberhauptes. Die Verhandlungen fanden stets im Rathaus jener Reichsstadt statt, die den Wahltag ausrichtete. Im Konferenzraum standen auf einem zweistufigen Podest sieben, später acht bzw. neun Lehnstühle mit rotem Samt und goldenen Borten für die Kurfürsten bzw. ihre Vertreter. Davor befanden sich eine ebenfalls mit rotem Samt bedeckte lange Tafel zum Schreiben und drei Reihen von mit goldenem Leder bezogenen Stühlen für die kurfürstlichen Minister und Räte. Am Rand des Zimmers stand ein weiterer rot bedeckter Tisch, an welchem die Sekretäre die Protokolle führten. Während der Beratungen wurden einzelne Abschnitte der Wahlkapitulation des zuletzt gewählten Kaisers verlesen, und man stimmte durch Umfrage solange ab, bis man sich über die Beibehaltung oder Abänderung des Abschnitts verglichen hatte. Der persönliche Eid auf die Wahlkapitulation war die Voraussetzung für die Krönung des neugewählten Reichsoberhauptes.

Absicht der Edition

Ziel des Vorhabens ist es, auf der Grundlage der Originale der insgesamt 17 Wahlkapitulationen, der Kurfürstlichen Kollegialschreiben sowie der Protokolle exemplarischer Wahlen (1558, 1658, 1742, 1790) aus der Wiener Überlieferung des Mainzer Reichserzkanzlerarchivs eine historisch-kritische digitale Edition zu erstellen. Die zwischen 1519 und 1792 errichteten Wahlkapitulationen gehören zu den wichtigsten und zentralen Dokumenten der frühneuzeitlichen deutschen Verfassungsgeschichte. Ihre heutigen Maßstäben angemessene Edition und damit ihre stärkere Berücksichtigung in Forschung und Lehre ist seit langem ein dringendes Desiderat.

Krönung Kaiser Franz I. im Frankfurter Dom am 4. Oktober 1745. Lithographie aus dem 18. Jhd. nach einer zeitgenössischen Darstellung.

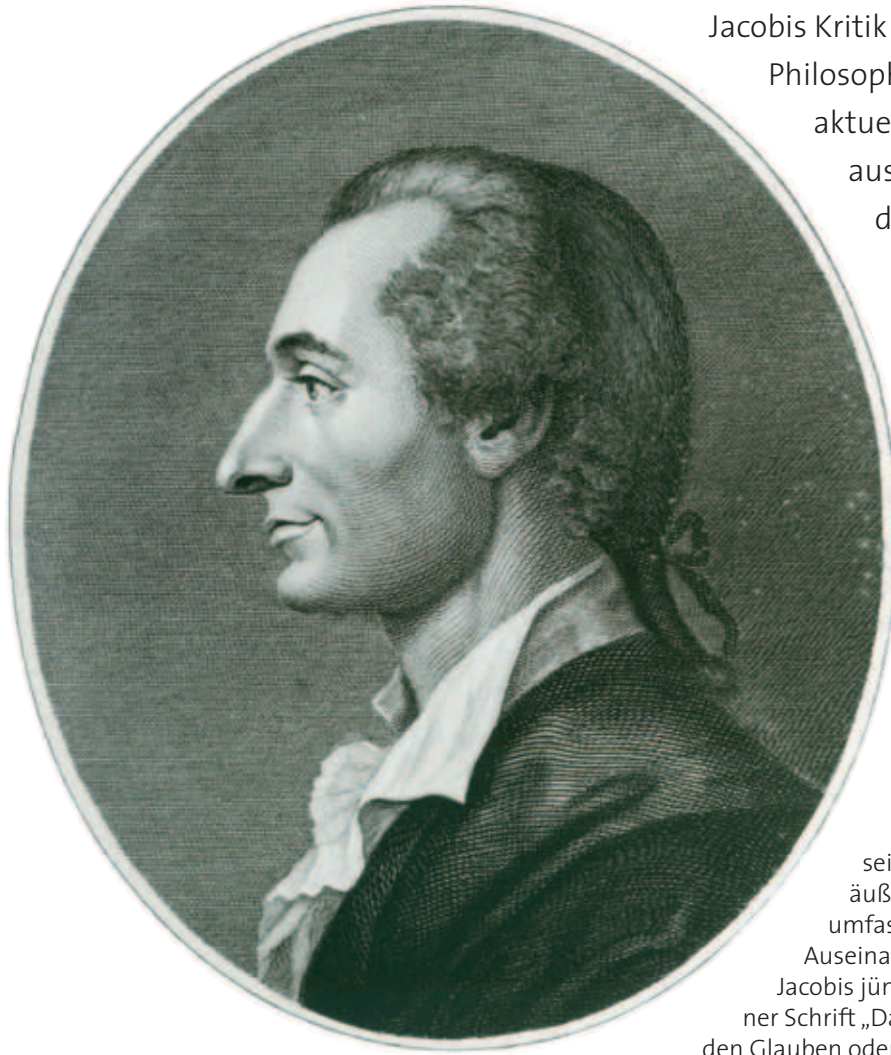


Die Edition soll die für eine ganze Reihe von Wissenschaftsdisziplinen zentralen Quellen zur deutschen und europäischen Geschichte erstmals in verlässlicher Weise zur Verfügung stellen, mit Volltext- und Index-Suchmöglichkeiten erschließen und mit weiteren Angeboten der Historischen Kommission, insbesondere den von der Deutschen Forschungsgemeinschaft ebenfalls geförderten biographischen Standardnachschlagewerken „Neue Deutsche Biographie“ sowie dem „Repertorium Academicum Germanicum“ (RAG) multidirektional verlinken. Neben die digitale Edition soll auch eine gedruckte Ausgabe treten.

Der Ertrag der Edition wird vielfältig sein. Im Mittelpunkt stehen die Gewinne für die politische Geschichte, die Institutionen- und Verfassungsgeschichte, Konfessionsentwicklung sowie Rechts-, Kirchen-, Kultur- und Sozialgeschichte. ■

Briefedition

„Glaubst Du – oder verlangst Du außer den Empfindungen, klare Beweisgründe?“



Jacobis Kritik der zeitgenössischen Philosophie im Fokus. Zwei aktuelle Neuerscheinungen aus der Gesamtausgabe des Briefwechsels von Friedrich Heinrich Jacobi für die Jahre 1787 und 1788.

VON JÜRGEN WEYENSCHOPS

Friedrich Heinrich Jacobi. Kupferstich von James Caldwell aus dem Jahr 1786 im Goethe-Museum Düsseldorf.

DIE SCHILLERNDE, nach Manier eines Lackmuspapiers zugespitzte Frage nach Natur und Stellung seines Glaubensbegriffes, mit der diese Ankündigung zweier Neuerscheinungen der Briefwechselausgabe von Friedrich Heinrich Jacobi überschrieben ist, steht am Beginn eines Schreibens, das Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) im Mai 1787 erhielt. Der lange, zehn eng beschriebene Seiten umfassende Brief, den Johann Georg Hamann (1730–1788) in mehreren Anläufen in den Tagen vom 27. April bis 3. Mai 1787 schrieb, enthält, durchschossen von rhapsodischen, tagebuchartigen Aufzeichnungen

seines inneren und äußeren Erlebens, eine umfassende, kritische Auseinandersetzung mit Jacobis jüngst erschienener Schrift „David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus. Ein Gespräch“ (Breslau 1787).

Obgleich Hamann die Lemmata für seine Marginalien nahezu ausschließlich dem Vorbericht zu jener Schrift entnahm, sind seine Ausführungen als sprachlich orientierte Fundamentalkritik an dem darin entworfenen Programm einer intellektuellen und kulturellen „Hinauforganisation“ des Menschen zu verstehen, kraft dessen Jacobi das „ungeheure Loch“ zwischen dem Streben nach einer Beruhigung des Herzens in der Gottesgewissheit und der stetem Zweifel ausgesetzten Endlichkeit der menschlichen Vermögen zu überwinden trachtete. Damit nahm Hamann einen bereits in der Auseinandersetzung mit den vorausgegangenen Schriften Jacobis gesponnenen Faden wieder auf, an dem entlang Jacobi Jahre später einige entscheidende Selbstkorrekturen vornehmen sollte.

Jacobi und Hamann: „Gespräch unter Abwesenden“

Miteinander in Verbindung gebracht worden waren beide, der Ende der 1770er Jahre von der kurpfalz-bayerischen Regierung unter Karl Theodor ins politische Abseits gestellte Bergische Hofkammer- und Geheime Rat Jacobi zu Düsseldorf und der als preußischer Packhofverwalter in Königsberg ein eher dürftiges Dasein fristende „Magus in Norden“ Hamann, durch den „Wandsbeker Boten“ Matthias Claudius (1740–1815). Nach schleppendem Beginn entwickelte sich daraus ungefähr ab dem Jahresende 1784 ein von der Mehrdimensionalität beider Charaktere geprägtes polyphones „Gespräch unter Abwesenden“, dessen Fadengeflecht nicht immer leicht im Blick zu halten ist. Entscheidende Impulse erhielt es von den wechselseitigen Mitteilungen über die gerade aktuellen Publikationsprojekte. Mit seinem breiten Themenspektrum aus Philosophie und Theologie, Literatur und Ästhetik, Politik und Ökonomie entfaltete es jedoch weit darüber hinaus einen universellen, nahezu alle aktuellen Fragen der Zeit berührenden Diskurs.

Hamann, Jacobis Einschätzung zufolge der „hellste u richtigste Kopf, der unter Menschen gefunden werden mag“, war diesem nach nur wenigen gewechselten Briefen ein vertrauter, nahezu unverzichtbarer Korrespondent geworden, was zweifelsohne, wenn auch in anderer Rücksicht, auf Gegenseitigkeit beruhte. Dennoch, bei aller Bewunderung für Hamanns weit ausgebildete Fähigkeit, „Extreme in sich“ zu vereinigen, arbeitete Jacobi vergebens daran, die „Coincidenz, die Formel der Auflösung einiger entgegengesetzten Dinge in ihm“ zu ergründen, wie er im September 1787 seinem älteren Bruder Johann Georg (1740–1814) anvertraute.

Innerhalb dieses Spannungsfeldes ist die Wirkung Hamanns zu bestimmen, die er als sprachmächtige Leitfigur, hellsichtiger Kommentator und unbestechlicher Kritiker auf Jacobi ausübte. Greifbar wird sie anhand zahlloser Stellen der Schriften Jacobis, an denen dieser belegte Halber auf Hamann verwiesen oder in der Formulierung ganzer Textpassagen direkt oder indirekt auf den Wortlaut von dessen Briefen und Schriften zurückgegriffen hat. Den Gebrauch, den er bei der Komposition seiner eigenen Schriften von den Ideen und der Sprache Hamanns machte,

hat er selbst einmal freimütig mit den Worten „Raub“, „Plünderung“ und „Diebstahl“ charakterisiert, wohl auch in dem Bewusstsein, dass er damit das Niveau der in Hamanns eigener „Autorschaft“ so virtuos bedienten Technik des Cento wohl nicht annähernd würde erreichen können. Dennoch hat er ihn weit über die zeitlichen Grenzen des mit Hamanns Tod im Juni 1788 endenden Briefwechsels hinaus aufrecht erhalten. In seiner Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ etwa, die nach längerer Vorbereitung 1811 noch im Verlauf seiner Amtszeit als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erschien, finden sich nicht nur in den gegen die Identitätsphilosophie Friedrich Wilhelm Joseph Schellings (1775–1854) gerichteten Ausführungen wiederholte Rekurse auf Hamann, mit denen Jacobi seine Lehre von dem „lebendigen Gott“ zu untermauern suchte. Ein systematischer Vergleich mit dem Original ließe das wahre Ausmaß der vollzogenen „Plünderung“ ebenso wie ihre Wirksamkeit und deren Grenzen bestimmen. Schelling selbst hat in seiner Erwidderung bereits erste Versuche unternommen, gegen das Hamann-Referat Jacobis einen originären Hamann sichtbar zu machen, und die daraus entstehenden Abweichungen und theoretischen Spannungen im Verhältnis zu den Überzeugungen Jacobis gegen diesen ins Feld geführt.

Unschätzbare Zeugnis für das Leben und Wirken Jacobis, aber auch für die zeitgenössischen Debatten

Nicht allein aufgrund einer gut dokumentierbaren Wirkungsgeschichte bildet Jacobis Briefwechsel mit Hamann das Kernstück der nunmehr im Erscheinen begriffenen beiden Textbände 6 und 7 der Ausgabe des Briefwechsels von Friedrich Heinrich Jacobi, die die Korrespondenz von Januar bis November 1787 sowie von November 1787 bis Juni 1788 umfassen. Eine sich nicht nur in einer außerordentlichen Briefdichte ausdrückende Mitteilungsfreudigkeit und eine bei vergleichbaren Briefwechseln kaum erreichte Lückenlosigkeit der Überlieferung machen ihn zu einem unschätzbaren Zeugnis für das Leben und Wirken Jacobis sowie für die zeitgenössische Debattenlage.

Doch auch die Briefwechsel mit 56 respektive 46 weiteren identifizierten Korrespondenten, darunter Amalia Fürstin von Gallitzin (1748–1806), Johann Friedrich Kleuker (1749–1827), Johann Kaspar Lavater (1741–1801) oder Johannes Müller (1752–1809), um nur einige der wichtigsten Namen zu nennen, liefern trotz einer zumeist weniger beispielhaften Überlieferungsgeschichte wertvolle Beiträge zu einem Bild, das sowohl von individual-biographischem als auch von allgemein-historischem Interesse ist. Darin erkennen wir Jacobi inmitten einer Lebens- und Schaffensphase, die von innerer wie äußerer Unruhe mit zum Teil einschneidenden Veränderungen auf mehreren Feldern gekennzeichnet ist. So deuten einige Briefe eine Verschlechterung von Jacobis wirtschaftlicher Lage an, weswegen er sich aus finanzieller Bedrängnis heraus zur Veräußerung von Grund- und Immobilienbesitz entschloss. Wiederholt wurde der in Göttingen studierende Sohn Georg Arnold (1768–1845) auf maßvolleres Haushalten eingeschworen. Doch es mehrten sich auch die Indizien allgemein wachsender Instabilität. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte Jacobi die Nachrichten über die um sich greifenden, teilweise bewaffneten Konflikte im Reich und in den unmittelbaren Nachbarstaaten mit politischen, sozialen, konfessionellen oder schlicht territorialen Hintergründen. Die fortschreitende Erosion des Reiches und seiner Institutionen war auch mit den Mitteln eines Fürstenbundes, an dessen Revitalisierung Jacobi aktiv beteiligt war, nicht mehr aufzuhalten.

Vermutlich überlieferungsbedingt am besten dokumentiert sind jedoch jene Veränderungen, die auf das publizistische Feld einwirkten. Trotz zunächst ungebrochener Produktivität – an größeren Schriften erschienen sein „David Hume“ und die eigenhändig angefertigte Übersetzung des „Alexis“ von Frans Hemsterhuis (1721–1790), der die Veröffentlichung des redigierten französischen Originals nachfolgte –, kam mehr und mehr eine wachsende Verunsicherung Jacobis zum Vorschein. Die zumeist ablehnende Aufnahme seines Spinozabuches, die zweite Auf-

lage der Kantischen Vernunftkritik und Johann Gottfried Herders (1744–1803) jüngste Publikation mit dem Titel „Gott. Einige Gespräche“ (Gotha 1787), in der Anläufe zu einer Restitution des Spinoza-Bildes unternommen sind, machten von neuem Klärungen der eigenen Position erforderlich, für die Jacobi auch die Mitwirkung seiner Freunde und Weggefährten zu gewinnen suchte. Doch die langersehnte gemeinsame Arbeit mit Hamann an der Neuaufgabe seines Spinozabuches scheiterte jäh. Hamann, der im Verlauf seiner Westfalen-Reise mehrere Monate in Jacobis Haus gelebt hatte, entfloher Vereinnahmung durch den Freund und nahm anstelle eines „Gesprächs unter Anwesenden“ den jahrelang bewährten Briefwechsel wieder auf. Im Zuge eines Strategiewechsels schlug sich Jacobi daraufhin, entgegen Hamanns ausdrücklichem Rat, in den polemisch geführten Auseinandersetzungen auf die Seite der als „Krypto-Jesuiten“ gebrandmarkten Lavater und Johann August Starck (1741–1816), ohne deren jeweilige Position im Einzelnen zu teilen. ■

DER AUTOR

Dr. Jürgen Weyenschops ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für die Herausgabe des Briefwechsels von F. H. Jacobi.

Literatur

Friedrich Heinrich Jacobi Briefwechsel. Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, begr. v. Michael Brügggen und Siegfried Sudhof †, hrsg. v. Walter Jaeschke.

Reihe I, Bd. 6: Friedrich Heinrich Jacobi: Briefwechsel Januar bis November 1787, Nr. 1609–1902, hrsg. v. Jürgen Weyenschops, unter Mitarbeit von Albert Mues, Gudrun Schury und Jutta Torbi †, Verlag frommann-holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 2011, ISBN 978-3-7728-2270-4.

Reihe I, Bd. 7: Friedrich Heinrich Jacobi: Briefwechsel November 1787 bis Juni 1788, Nr. 1903–2151, hrsg. v. Jürgen Weyenschops, unter Mitarbeit von Albert Mues, Gudrun Schury und Jutta Torbi †, Verlag frommann-holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 2012, ISBN 978-3-7728-2271-1.

Werkausgabe

Erfolgreicher Abschluss der J. G. Fichte-Gesamtausgabe

Mit Band II,17 ist die Fichte-Gesamtausgabe nun vollständig – pünktlich vor dem 250. Geburtstag des Philosophen im Jahr 2012. Der Fichte-Forschung liegen nun alle Texte Johann Gottlieb Fichtes in einer kritischen Edition vor. Innerhalb von 50 Jahren entstanden an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften alle 42 Bände der Ausgabe.

VON ERICH FUCHS

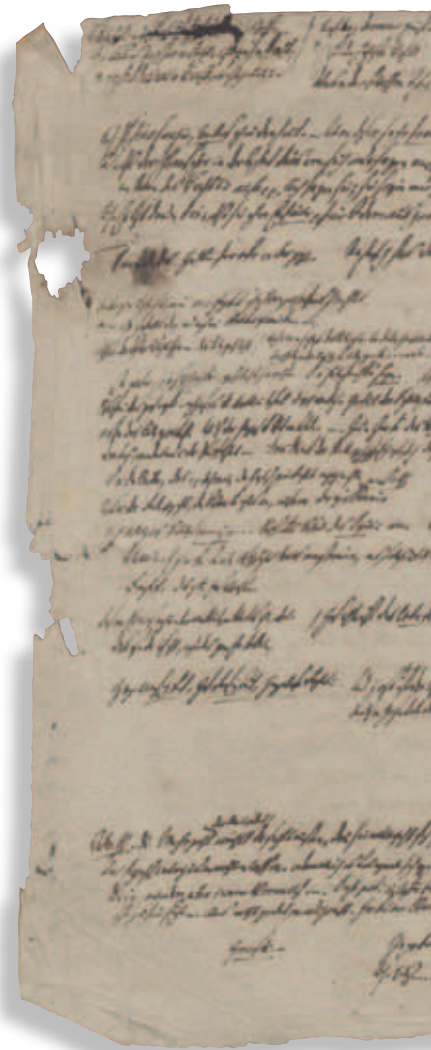
BEREITS 2009 BIS 2011 erschienen die für die Dokumentation der Spätphilosophie Fichtes wichtigen Bände II,15, II,16 und IV,6. Darin findet der Forscher die Transkription von Fichtes eigenhändigen Manuskripten aus dem Jahr 1813 sowie das auf uns gekommene Material dessen, was Fichtes Hörer in den Jahren 1812 bis 1814 aus dem Hörsaal schwarz auf weiß nach Hause getragen hatten („Kollegnachschriften“). Inhaltlich ragen in diesen Bänden die „Diarien“ heraus, die zum großen Teil bis dahin unbekannt waren: Im Frühjahr 1813 zeichneten sich große politische Umwälzungen ab, als Preußen in den Krieg gegen Napoleon eintrat. Fichte begann, ein philosophisches Tagebuch zu führen, an dessen Anfang politisch-staatsrechtliche Überlegungen standen, die der Selbstorientierung des immer auch politisch denkenden Philosophen dienen sollten. Im Laufe der erkenntnistheoretischen Begründungsversuche, die sich daran anschlossen, geriet Fichte immer tiefer in Fragen der Letztbegründung seiner Wissenschaftslehre hinein. Sie sollten ihn bis in die letzten wachen Stunden begleiten, die durch die Fieberdelirien seiner Typhuserkrankung Mitte Januar 1814 beendet wurden.

Im Mittelpunkt der Ausgabe: der unveröffentlichte Nachlass Fichtes

Der hier vorzustellende letzte Band (II,17) der Ausgabe spiegelt in mancher Hinsicht die Edition als Ganzes wider. Es ist dabei an den Beginn der Arbeiten Ende der 1950er Jahre zu erinnern: Der Begründer und langjährige Leiter der Ausgabe Reinhard Lauth (1919–2007) war in erster Linie von dem Gedanken beseelt, dass die im Fichte-Nachlass zu Berlin liegenden Handschriften des

Philosophen der Forschung und Lehre zugänglich gemacht werden müssten – die gedruckten Werke waren ja in verschiedenen Einzelausgaben und Nachdrucken zugänglich. Dies zeigte sich im Namen der neu gegründeten „Kommission zur Herausgabe des Fichte-Nachlasses“ an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Und die Arbeit an den Manuskripten galt in hohem Maße der oft mühsamen Entzifferung und adäquaten Darbietung der handschriftlichen Texte Fichtes.

Ursprünglich war der Umfang der Ausgabe auf 20 Bände geschätzt worden, die Lauth und Hans Jacob (1898–1969) zusammen mit dem Verleger Günther Holzboog in zehn Jahren herstellen wollten: Ausdruck eines gewaltigen Optimismus, den man wohl braucht, wenn man an ein solches Unternehmen geht! Aus diesen 20 Bänden sind jetzt 42 geworden. Der zeitliche Aufwand für die drucktechnische Umsetzung der Handschriften und die Bearbeitung war damals kaum zu





hatte. Es kam aber nur noch zu fünf Vorlesungsstunden: Frau Fichte hatte sich, im Dienste des Vaterlandes die verwundeten Soldaten im Berliner Militärlazarett pflegend, an Typhus angesteckt und den tödlichen Krankheitskeim nach Hause gebracht. Sie selbst genas mit knappster Not; ihren Mann traf die Krankheit aber nach dem Vortrag der fünften Stunde. Die letzten Aufzeichnungen des Diariums III sind mit 16. Januar datiert, er starb am 29. Januar 1814.

Diese Texte hatte Reinhard Lauth Ende 2001 in einer Vorausedition herausgebracht. Allerdings gelang es ihm nicht mehr, sie im Zusammenhang mit den beiden ersten Teilen des Diariums zu edieren. Diese erschienen in den Bänden II,15 und II,16 2009 und 2011. Für die Wiedergabe innerhalb der Akademieausgabe stellte sich eine besondere Aufgabe: Fichtes Papiere waren vermutlich während seiner Krankheit und bei den innerfamiliären Aufregungen, die Tod und Begräbnis mit sich bringen, teilweise in Unordnung geraten. Ein Konvolut fliegender Blätter, das inhaltlich zum Diarium III gehörte, erhielt einen eigenen Platz und in der Folge in der aufbewahrenden Bibliothek eine eigene Signatur. Unsere Absicht war, den ursprünglichen denkerischen Gang mit allen seinen Umwegen deutlich zu machen. An Hand eindeutiger Vermerke Fichtes einerseits, aus inhaltlich-systematischen Gründen des Textzusammenhangs andererseits haben wir die Ordnung des Diariums III rekonstruiert. Außerdem ermöglichten uns digitale Fotos der Handschriften eine erneute Durchsicht der Entzifferungen, die im Laufe mehrerer Jahre erstellt worden waren. Diese vornehmlich von Ives Radrizzani unternommene Bearbeitung erbrachte eine deutliche Verbesserung der Textqualität.

Fragment aus dem Berliner Fichte-Nachlass, zum Diarium I oder zur Staatslehre 1813 gehörig.

kalkulieren. Letzteres hatte Auswirkungen auf die Biographien der an der Ausgabe Arbeitenden: Auch der Unterzeichnete hätte sich 1973, als er als jüngster Mitarbeiter begann, nicht träumen lassen, dass seine gesamte Lebensarbeitszeit bis Mitte 2010 mit Archivrecherchen, Transkription, Kommentierung und Korrekturen von Fichtes Texten ausgefüllt sein würde. Immer gingen aber auch – was in der Geschichte von Editionen nicht selbstverständlich ist – die Namensgeber als Herausgeber und „Vorarbeiter“ mit bestem Beispiel voran. Die Arbeitsleistung von Hans Jacob, Reinhard Lauth und Hans Gliwitzky (1932–1998) kann man nur als vorbildlich bezeichnen.

Die letzten Aufzeichnungen

Der Inhalt des 42. und letzten Bandes wird dominiert von Teil III der Diarien. Daran schließen sich Vorarbeiten Fichtes für eine umfangreiche Einleitungsvorlesung im Wintersemester 1813/14 und diese Vorlesung selbst an. Sie sollte auf das Kolleg der Wissenschaftslehre vorbereiten, deren Beginn Fichte auf den 10. Januar 1814 angesetzt

Mit dem nun vollständig abgedruckten Diarium von 1813/14 ist die Aufgabe der Fichte-Kommission erfüllt: Alle Texte Fichtes stehen zur Verfügung, und die Fichte-Forschung kann daran gehen, die Philosophie der Wissenschaftslehre abschließend zu interpretieren, falls das überhaupt möglich ist. Nach jahrelanger Beschäftigung mit Fichtes Systemgedanken und seinen Überlegungen zur letzten Begründung der wissenschaftlichen Erkenntnis bleibt dem Schreiber dieser Zeilen nur festzustellen, dass auch das Diarium aus den letzten Lebensmonaten des Denkers noch viel Raum gibt, das „Rätsel der Welt und des Bewußtseins“ (so Fichte im Jahre 1804) befriedigend zu lösen. Jedenfalls hat der doch recht frühe Tod verhindert, dass das System auf eine Weise dargestellt werden konnte,



Die beiden ersten Herausgeber Reinhard Lauth und Hans Jacob vor dem Eingang der Akademie, um 1960. In der hinteren Reihe: R. Lauth, H. v. Fichte und H. Jacob, vorne: Frau v. Fichte, Frau Zahn und Frau Jacob (v. l. n. r.).

dass selbst ein Kind es verstehen sollte. Das war nämlich, wie Fichtes Sohn berichtet, Ende 1813 die Absicht des Philosophen gewesen.

Buntes Bild des Nicht-nur-Philosophen Fichte

Der Abschlussband enthält in seiner zweiten Hälfte über 70 meist fragmentarische Texte aus den Jahren von 1790 bis 1814, die entweder in den Jahrzehnten der Editionsarbeit nicht zufriedenstellend identifiziert oder zeitlich eingeordnet werden konnten, oder solche, die in dieser Zeit erst zugänglich wurden. Sie wurden in fünf Gruppen geordnet: 1) Philosophisches im weiteren Sinn – 2) Dichterische Versuche (Nachdichtungen aus dem Lateinischen, Portugiesischen, Spanischen; Gelegenheitsgedichte, Polemische Knittelverse) – 3) Überlegungen zu Sprache und Dichtung – 4) Briefe und Briefentwürfe – 5) Regestartige Dokumentation verschiedenartiger Aufzeichnungen. Aus diesem recht heterogenen Material ergibt sich ein buntes Bild des Nicht-nur-Philosophen Fichte mit Schlaglichtern auf seine sonstigen Interessen, Vorlieben und Beschäftigungen, das der Forschung nicht vor-enthalten bleiben sollte.

Der Band steht kurz vor dem Erscheinen: Die 640 Text-Fahnen sind korrigiert, das Imprimatur ist erteilt. Druckerei und Buchbinder haben jedenfalls genügend Zeit, um die 250-Jahrfeier von J. G. Fichtes Geburt am 19. Mai 2012 auch mit dem äußeren Abschluss der Fichte-Edition zu bege-

hen. Im Jahr 1962 war mit dem ersten Band der Nachlassreihe die Publikation der J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften eröffnet worden. Nach 50 Jahren kann somit dieses Kapitel der Editions-geschichte geschlossen werden.

Über den Impuls, den die Edition der Fichte-Forschung im deutschsprachigen Raum und international in den letzten 50 Jahren gegeben hat, wurde an anderer Stelle berichtet (Abhandlungen der BAdW, Neue Folge, Heft 134, S. 36–45; „Akademie Aktuell“ 03/2009, „Fichte für die Welt“, S. 40–43): Er ist belegt durch die große Zunahme fremdsprachiger Übersetzungen Fichtescher Werke.

Dank und Abschied

Nachdem Ende 2008 die finanzielle Unterstützung der Edition durch das Akademienprogramm beendet worden war, ermöglichten es die Gesellschaft der Freunde der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und die Stiftung zur Förderung der Wissenschaften in Bayern den Herausgebern, auch die bis dahin noch nicht ganz fertigen Bände zum Druck zu befördern. Es ist daher nun Zeit, Abschied zu nehmen von der unser Unternehmen beherbergenden Institution, der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, mit dem Dank an die Leitung, an die Kommissionsvorsitzenden (besonders an Werner Beierwaltes, der uns 20 Jahre fürsorglich begleitet hat) und an die Verwaltung, deren Unterstützung wir seit 1957 erhalten haben. Dies gilt auch für die Verantwortlichen der die Ausgabe finanziell ermöglichenden Deutschen Forschungsgemeinschaft und Union der Deutschen Akademien der Wissenschaften. Dank und Anerkennung gebühren auch dem Verlag unserer Edition, deren Eigentümer Günther Holzboog und dessen Sohn und Nachfolger Eckhart Holzboog stellvertretend genannt seien. Mit Liebe und Dank erlaube ich mir, meine Frau Ida-Maria zu nennen, die mit viel Geduld meine dienstlichen Reisen zu den verschiedensten Archiven und die der Arbeit am Schreibtisch gewidmeten Abendstunden ertragen hat.

Eine Bitte sei am Schluss geäußert: Bestehen und zugänglich bleiben sollte ein Fichte-Archiv, real und elektronisch, mit den im Laufe der Editionsarbeiten gesammelten Materialien und den Kollegnachschriften, die nicht in vollem Umfang gedruckt werden konnten, aber für die weitere Forschung im Detail aufklärend und weiterhel-fend wirken können.

DER AUTOR

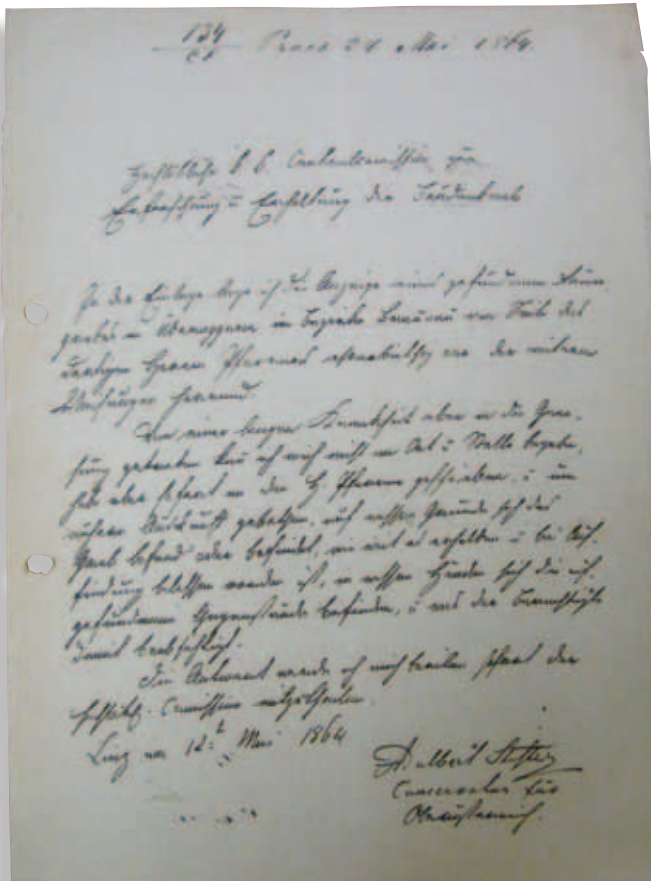
Dr. Erich Fuchs ist wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für die Herausgabe des Fichte-Nachlasses der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und ist zusammen mit Peter K. Schneider Herausgeber der J. G. Fichte-Gesamtausgabe.

Literatur

J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band II, 17: Nachgelassene Schriften 1813/1814. Nachtrag. Gesamtinhaltsverzeichnis, hrsg. v. Erich Fuchs, Hans Georg von Manz, Ives Radrizzani, Peter K. Schneider und Günter Zöller, unter Mitwirkung von Anna Maria Schurr-Lorusso, Erich Ruff und David W. Wood, Verlag frommann-holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 2012, X + 630 S., ISBN 978-3-7728-2533-0.

Neuerscheinung

„Daher ist kein Stand schwieriger, keiner wichtiger, als der des Lehrers.“



Zum Abschluss der 8. Abteilung der „Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters“: Seine „Schriften“, darunter journalistische Texte, Eingaben und Denkschriften, zeigen den Autor der „Bunten Steine“ und des „Nachsommer“ in neuem Licht. Als Pädagoge und Landeskonservator für Oberösterreich absolvierte Stifter in seinen letzten Lebensjahrzehnten ein enormes Arbeitspensum.

VON JOHANNES JOHN

Glücksmoment im Editionsalltag: In Wien tauchte überraschend ein verschollen geglaubtes Autograph Stifters (vom 12. Mai 1864) aus seiner Zeit als „Landeskonservator für Oberösterreich“ auf. Es ist in Band 8,4 der Adalbert-Stifter-Ausgabe veröffentlicht.

ES GIBT SIE NOCH – jene magischen Momente des (editions)philologischen Alltags, von denen man womöglich nicht seinen Enkeln, wohl aber den Kolleginnen und Kollegen erzählen wird: Wien, die Hofburg, der späte Vormittag des 24. Mai 2011, am Ende der Recherchen im dort beheimateten Österreichischen Bundesdenkmalamt; es galt, sechs handschriftlichen Eingaben nachzuforschen, die Adalbert Stifter in seiner Eigenschaft als für die Baudenkmale des Kronlandes zuständiger „Landeskonservator für Oberösterreich“ an die damalige „k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“ nach Wien geschickt hatte. Zwei dieser Dokumente galten allerdings schon Anfang des 20. Jahrhunderts als nicht mehr auffindbar.

Eine Kette glücklicher Zufälle

Was sich dann leider auch bestätigte; zwei andere Eingaben hingegen fanden sich erfreulicherweise und durften sowohl transkribiert wie fotografiert werden, so dass sich am Ende nur die Suche nach zwei Schreiben als vergeblich erwies. Das eine, ein „Römergrab in Überaggern im Bezirke Braunau“ betreffend, von dem Stifter am 12. Mai 1864 nach Wien berichtete, erwähnt man beim Dank und Abschied vom Leiter der Bundesdenkmalamts nochmals beiläufig, worauf dieser stutzt, da für derlei archäologische Funde die nur wenige Türen entfernte Abteilung für Bodendenkmale zuständig sei.

Wo sich die Kette der glücklichen Zufälle dann fortsetzte: Ein freundlicher Mitarbeiter nahm sich nicht nur die Zeit, in den entsprechenden Karteikarten nach weiteren Verweisen zu suchen, sondern kehrte zuletzt vom Speicher des Hauses

mit einem dicken Ordner „Überackern“ zurück, in dem in Wort, Zeichnung und Fotografie alles gesammelt und abgeheftet war, was von Wissenschaftlern wie Privatsammlern dort je zu Tage gefördert wurde. Mit leiser, freilich nicht allzu großer Hoffnung nähert man sich blätternd dem ominösen Jahr 1864 – und erlebt dann jenen eingangs apostrophierten, durchaus feierlichen Glücksmoment, als der Blick auf ein zwar sauber gelochtes, ansonsten aber unversehrtes und gut erhaltenes, ganz ohne Zweifel Stiftersches Autograph fällt, das man – natürlich mit dem nötigen Respekt und gebotener Sorgfalt – sogar in die Hand nehmen kann ...

Die Abteilung „Schriften“ der Stifter-Ausgabe liegt nun vollständig vor

Von diesen „Feldstudien“ wird im Kommentar zu den „Schriften zur bildenden Kunst“, die Ende 2011 als Band 8,4 der „Historisch-Kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters“ erscheinen werden, natürlich nichts stehen: Ohne sorgfältige und ausführliche Kommentierung allerdings werden sich Wert und Gewicht dieser und anderer Dokumente der in der 8. Abteilung versammelten „Schriften“ den Leserinnen und Lesern nur schwer und unvollständig erschließen. Dies betraf die bereits 1997 publizierten, von Werner M. Bauer (Innsbruck) herausgegebenen „Schriften zu Literatur und Theater“ (Band 8,1), denen dann im Jahr 2010, verantwortet vom selben Herausgeber, die „Schriften zu Politik und Bildung“ (8,2) folgten. Fanden die insgesamt 23 Texte der „Schriften zu Literatur und Theater“ samt Apparat und Kommentar noch Platz in einem Band, so machte die Fülle der Texte der beiden nachfolgenden Bände jeweils eine Teilung unumgänglich.

So umfasste das Corpus der „Schriften zu Politik und Bildung“ insgesamt 90 Texte auf rund 350 Seiten, die – von Karl Möseneder, dem Leiter des Instituts für Kunstgeschichte der Universität Erlangen-Nürnberg, und Johannes John, dem Redaktor der Stifter-Ausgabe, herausgegebenen –, „Schriften zur bildenden Kunst“ präsentieren

Adalbert Stifter: „Was ist Freiheit?“. Artikel in der Zeitung „Der Wiener Bote“ vom 22. Mai 1849; er ist in Band 8,2 der Stifter-Ausgabe veröffentlicht.



auf etwa 370 Seiten nochmals 70 Texte Stifters. Die zugehörigen Bände 8,3 und 8,5, deren Redaktion bereits abgeschlossen ist, werden jeweils Apparat und Kommentar enthalten, Band 8,5 zudem einen umfangreichen Bildteil sowie ein Gesamtregister der Textbände 8,1, 8,2 und 8,4; damit wird im Jahr 2012 (auch) diese Abteilung innerhalb der Historisch-Kritischen Stifter-Ausgabe abgeschlossen sein.

Eindrucksvolles Panorama der Aktivitäten Stifters als Schulrat, Pädagoge und Denkmalpfleger

Handelt es sich in den Bänden 8,2 und 8,4 in ihrer überwiegenden Mehrheit um Texte, die zwischen 1848 und 1867 verfasst und veröffentlicht wurden, so bieten sie – zumal in ihrer Zusammenschau mit den zwischen 2007 und 2009 bereits vollständig erschienenen „Amtlichen Schriften zu Schule und Universität“ (10,1–10,3) – ein eindrucksvolles Panorama von Stifters ebenso vielfältigen wie intensiven nicht-dichterischen Aktivitäten in seinen beiden letzten Lebensjahrzehnten. Diese betreffen zum einen seine Tätigkeit als k. k. Schulrat, ein Amt das Stifter von 1850 bis 1856 in Linz bekleidete und äußerst eifrig und engagiert wahrnahm:

ABB. BD. 8,2 DER HISTORISCH-KRITISCHEN STIFTER-AUSGABE, 68–70

Die zahlreichen, vor allem im „Wiener Boten“ zwischen 1848 und 1850 publizierten, in Band 8,2 abgedruckten Zeitungsartikel zu Bildung, Schule und Schulreform stehen damit in einem unmittelbaren Zusammenhang, zugleich sind sie von den revolutionären Ereignissen des Jahres 1848, deren verstörter Augenzeuge Stifter in Wien wurde, nicht zu trennen. Sie dokumentieren nicht nur sein ausgeprägtes Interesse an gesellschaftspolitischen und pädagogischen Fragestellungen seiner Zeit, sondern zugleich auch seine Antwort auf die politischen Erschütterungen jener unruhigen Periode: nämlich grundlegende und umfassende Bildung breiter Volksschichten, die – wie etwa in den Artikeln zu Landschule, Wissenschaftsschule, Kunstschule, aber auch der „Schule des Lebens“ wie der „Schule der Familie“ oder dem mehrteiligen Zyklus zur „Bildung des Lehrkörpers“ nachzulesen ist – zugleich umfassende Reformen erfordere. Diese versuchte der Schulrat Stifter, wie in den „Amtlichen Schriften“ der 10. Abteilung en détail studiert werden kann, in seinem oberösterreichischen Wirkungskreis dann nach Kräften zu initiieren, stieß damit freilich auch zunehmend auf Widerstände der staatlichen Behörden.

Darüber hinaus wurde Stifter am 15. Dezember 1853 zum Konservator für Oberösterreich ernannt, wobei sein besonderes Interesse der Restauration des Kefermarkter Flügelaltares galt. Zusätzlich zu diesen denkmalpflegerischen Aufgaben trat er 1854 dem am 17. April 1851 in Linz gegründeten „Oberösterreichischen Kunstverein“ bei, in dessen Ausschuss er als Vizepräsident berufen wurde. Zu den Eingaben und Berichten, die – wo immer möglich – selbstverständlich nach den Handschriften ediert wurden, zu den Denkschriften und Aufsätzen, die Stifter als Landeskonservator von Oberösterreich verfasste, treten deshalb umfängliche, in der „Linzer Zeitung“ publizierte Besprechungen der jährlichen Ausstellungen des „Oberösterreichischen Kunstvereins“, die in Band 8,4 dann auch breiten Raum einnehmen. Erleichterte die Trennung von Textteil und Apparat bzw. Kommentar in zwei getrennten Bänden schon eine

parallele Lektüre, so erlaubt es die Reproduktion zahlreicher Bilder und Zeichnungen in Band 8,5 den Leserinnen und Lesern, sich von den von Stifter in seinen Rezensionen besprochenen Gemälden im wahrsten Sinne des Wortes selbst „ein Bild zu machen“.

Fazit

War der spätere Adalbert Stifter für eine primär literarisch interessierte Öffentlichkeit bislang vor allem der Dichter der „Bunten Steine“ (1853), des „Nachsommer“ (1857) und „Witiko“ (1867) sowie der beiden Spätfassungen der „Mappe meines Urgroßvaters“ (1864 bzw. 1867) und einiger wichtiger, in Band 3,2 der Historisch-Kritischen Ausgabe bereits 2003 erschienenen Erzählungen, so vermitteln die der 8. Abteilung versammelten „Schriften“ zusammen mit den rund 1.200 Druckseiten der amtlichen Dokumente der 10. Abteilung einen wahrhaft umfassenden Einblick in Stifters enormes Arbeitspensum jener Jahre. Sie gestatten ferner einen wesentlich erweiterten Blick auf das Spektrum seiner Aktivitäten und Interessen wie nicht zuletzt auch der ihn zunehmend belastenden Dienstpflichten. Die bereits in Arbeit befindliche, auf acht Bände veranschlagte Edition der Briefe von und an Stifter wird dieses Bild dann nochmals nuancieren und differenzieren. ■

DER AUTOR

Dr. Johannes John ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Neuere deutsche Literatur der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die die Adalbert-Stifter-Ausgabe veröffentlicht.

Literatur

Adalbert Stifter, Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Im Auftrag der Kommission für Neuere deutsche Literatur der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hrsg. v. Alfred Doppler u. Hartmut Laufhütte, Kohlhammer Verlag, Stuttgart u. a. 1978ff.

Band 8,2: Schriften zu Politik und Bildung. Texte, hrsg. v. Werner M. Bauer. Red. und Textkonstitution der handschriftlichen Vorlagen: Johannes John, 2010, 349 S.

Band 8,3: Schriften zu Politik und Bildung. Apparat und Kommentar v. Werner M. Bauer. Red. und Variantenapparate: Johannes John (im Druck, erscheint 2012, ca. 350 S.).

Band 8,4: Schriften zur bildenden Kunst. Texte, hrsg. v. Johannes John und Karl Möseneder. Red. und Textkonstitution der handschriftlichen Vorlagen: Johannes John, 2011, 369 S.

Band 8,5: Schriften zur bildenden Kunst. Apparat und Kommentar. Gesamtregister zu den Bänden 8,1, 8,2 und 8,4 v. Karl Möseneder. Red., Variantenapparate und Gesamtregister: Johannes John (in Vorb., erscheint 2012, ca. 450 S.).

Neuerscheinung

Bayern in Lateinamerika

Transatlantische Verbindungen und interkultureller Austausch über Kontinente und Jahrhunderte hinweg: Die Ergebnisse des Symposiums von Februar 2011 liegen nun vor.

VON CLAUDIA SCHWAAB

DAS 200-JÄHRIGE JUBILÄUM, mit dem mehrere lateinamerikanische Länder in diesen Jahren ihrer staatlichen Eigenständigkeit gedenken, nahm die Kommission für bayerische Landesgeschichte zum Anlass, zum dritten Mal einzuladen zu einem wissenschaftlichen Symposium, das die historischen Beziehungen Bayerns zu anderen Ländern und Regionen beleuchtet. Unter dem Titel „Bayern und Lateinamerika vom 16. bis zum 20. Jahrhundert“ referierten am 21. und 22. Februar 2011 13 Fachleute vor großem Publikum und hochrangigen Gästen wie Emilia Müller, Staatsministerin für Europaangelegenheiten, und Marcelo Leonardo da Silva Vasconcelos, dem brasilianischen Generalkonsul in München.

Ein Straubinger auf der Suche nach El Dorado

Mit dem kulturhistorisch außerordentlich wertvollen Reisebuch des Straubingers Ulrich Schmidel (1500/10–1580/81) befasste sich Franz Obermeier. Dabei standen die Frage nach der Motivation und der Intention Schmidels, die ihn zum Schreiben bewegten, sowie die verästelte Publikations- und Rezeptionsgeschichte seiner Dokumentation im Vordergrund. Als Spross einer Straubinger Kaufmannsfamilie beteiligte sich Schmidel an der spanischen Expedition des Pedro de Mendoza, der 1535 mit 14 Schiffen und ca. 1.800 Mann in die noch weitgehend unerforschte La Plata-Region aufbrach – nicht zuletzt auf der Suche nach der legendären, sagenumwobenen Goldstadt El Dorado. Erst 1552 verließ Schmidel lateinamerikanischen Boden und kehrte nach Bayern zurück. Über seine 17 Jahre währende abenteuerliche Fahrt legte er ein fesselndes, facettenreiches Zeugnis vor, das ihn zum ersten Geschichtsschreiber der La Plata-Region werden ließ. Die Dokumentation ist nicht nur von größtem ethnologischen Informationsgehalt, sie schildert auch drastisch und ungeschminkt die überaus schwierigen Verhältnisse in den Kolonien, die Konflikte mit den Indios und die Auseinandersetzungen der Spanier untereinander.

Kaleidoskop der bayerisch-brasilianischen Beziehungen

Ein breit angelegtes, buntes Kaleidoskop der vielschichtigen bayerisch-brasilianischen Beziehungen entfaltete Eckhart Kupfer, der Leiter des Martius-Staden-Instituts in São Paulo: Die ersten Berührungen durch bayerische Brasilienreisende im 16. Jahrhundert kamen dabei ebenso zur Sprache wie die von bayerischen Wissenschaftlern wie Carl Friedrich Philipp von Martius und Johann Baptist von Spix – nicht zu vergessen auch von Prinzessin Therese von Bayern – entscheidend mitgetragenen und bereicherten Expeditionen des 19. Jahrhunderts, ferner namhafte Persönlichkeiten aus Bayern, die sich einen Platz in der Geschichte Brasiliens sichern konnten – so etwa der Schweinfurter Georg Anton Schäffer als Anwerber von Siedlern in São Paulo im Dienst des ersten brasilianischen Königs Dom Pedro oder Hermann Joseph Freiherr von Tautphoeus, der Gründer einer ersten Literaturzeitschrift in Brasilien und erfolgreicher Schulreformer, der Münchener Hans Schnitzlein, Initiator und Mitbegründer der 1948 begründeten Deutsch-brasilianischen Handelskammer, oder auch der





Schwabinger Theodor Heuberger, Drahtzieher und Organisator des brasilianischen Ausstellungs- und Kunstbetriebs bis zu seinem Tod 1987 – sowie die Beziehungsgeflechte der jüngsten Vergangenheit in Wirtschaft und Sport.

Die Welser in Venezuela

Das frühe Engagement der Augsburger Kaufmannsfamilie Welser in Venezuela untersuchte Wolfgang Wüst. Als Pioniere auf der Iberischen Halbinsel konnten die Welser von ihren Faktoreien in Sevilla, dem Monopolhafen für den Amerikahandel, und Lissabon aus Kontakte nach Westindien aufbauen. Von Lissabon starteten Schiffe in welserschem Auftrag an die Nordküste Lateinamerikas. Der geschützte Hafen von Coro wurde unter maßgeblicher Beteiligung bzw. unter der Statthalterschaft der Welser zur Provinzhauptstadt ausgebaut, als zweite Stadt wurde – ebenfalls an der Küste, Maracaibo gegründet. Die rechtliche Grundlage boten dabei mehrere 1528 geschlossene Verträge zwischen der spanischen Krone und den welserschen Handelsbeauftragten Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer. Die Welser erhielten laut Vertrag vom 27. März 1528 als Kronlehen zur Eroberung und Besiedlung theoretisch ein riesiges, weitgehend unerforschtes Gebiet – in Nord-Süd-Richtung vom

Meer zu Meer, in West-Ost-Richtung vom Kap Maracapana bis zum Kap Vela auf der Halbinsel Guajira reichend. Eine in diesem Ausmaß freilich unlösliche Aufgabe! Die risiko- und verlustreichen Expeditionen ins Landesinnere zwecks Ökonomisierung und Urbanisierung des Landes zeitigten zwiespältige Ergebnisse. Das traurige Schicksal des Bartholomäus VI. Welser, der 1546 auf dem Marktplatz von El Tocuyo hingerichtet wurde, steht symptomatisch für die letztendlich wenig glückliche Rolle, die die 28 Jahre währende Überseemission in der Geschichte des Augsburger Handelshauses spielte.

Die Bilanz der überseeischen Aktivitäten frühneuzeitlicher Unternehmer war demzufolge von ökonomischer Warte aus betrachtet zumeist eine negative – zu schwierig und kostenintensiv gestaltete sich die Logistik, zu hoch waren die Kosten für Transporte, zu häufig die Verluste an Mensch und Material, zu groß die strukturellen Probleme. Doch freilich ging es auch um den immateriellen Wert der Reputation, den die Beteiligung am Handel mit der Neuen Welt versprach. Und so nimmt es nicht Wunder, dass sich das Handelshaus 1656 eine Verlängerung der Handelslizenz nach deren abruptem Entzug durch Karl V. auf dem Prozessweg zu erstreiten suchte – allerdings vergeblich.

Die sog. Welserkarte „Mundus Novus“ von 1530.

Wirtschaft, Handel und Migration

Die Entwicklung der Wirtschafts- und Handelsbeziehungen Bayerns mit Lateinamerika führte Michael Puchta am Beispiel Brasiliens im 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor, dabei fußend auf der Aktenüberlieferung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs. Hannelore Putz nahm sich des Phänomens der Auswanderung nach Lateinamerika an und untersuchte Motive, Ausmaß, Wege, Phasen und Ziele, insbesondere aber auch die administrative Seite der Migrationsbewegung. Die Auswanderer konnten in ihrer neuen Heimat ein engmaschiges Geflecht wirtschaftlicher und sozialer Verbindungen mit dem Mittelpunkt São Paulo schaffen, das die Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert bestimmte.

Starke Prägung durch die Jesuiten

Da der gesamte südamerikanische Raum bis in die Gegenwart entscheidend vom Christentum geprägt ist, bildete die Kirchen- bzw. Missionsgeschichte einen Schwerpunkt des Symposions. Sechs Vorträge befassten sich mit dem Wirken von Jesuiten bayerischer Herkunft auf lateiname-

Die Santa Trinidad. Kolorierte Zeichnung von Hieronymus Koller, um 1560. Auf diesem Schiff überquerte Philipp von Hutten 1534/35 im Auftrag der Welser den Atlantik.

Rechts: Bartholomäus V. Welser (1484–1561). Unter ihm erreichte die Welser-Gesellschaft ihre größte Ausdehnung.



rikanischem Boden im 17. und 18. Jahrhundert, genauer in Paraguay (Peter Claus Hartmann), Brasilien (Fernando Amado Aymore), Chile (Michael Müller), Peru (Uwe Glösenkamp) und Neugranada (Christoph Nebgen). Einen speziellen Zweig der missionarischen Tätigkeit beleuchtete Sabine Anagnostou in ihrem Beitrag über die Missionspharmazie, in der Jesuitenapotheker bayerischer und fränkischer Provenienz wie Joseph Zeitler (1724–1789) aus Waldsassen eine bedeutende Rolle spielten. Die in urbanen Zentren, aber auch in Missionsdörfern vom Jesuitenorden eingerichteten Apotheken wurden unverzichtbar in der medizinischen Versorgung der Bevölkerung. Dabei ist bemerkenswert, dass es gerade auf dem Gebiet der Missionspharmazie zu einem echten Austausch, zu einem gegenseitigen Kulturtransfer kam, denn die bestens in der europäischen Pharmazie bewanderten Jesuiten erwiesen sich auch als offen für das Wissen der Indios um die Heilkraft der lateinamerikanischen Pflanzen und Kräuter und machten es sich zu Nutze. Sie wurden zu Pionieren auf dem Gebiet der Erforschung außereuropäischer Arzneipflanzen und legten ihre Forschungsergebnisse und -erkenntnisse in Ratgebern und Handbüchern nieder. Die Missionsapotheken von Santiago de Chile – wo Joseph Zeitler überaus erfolgreich tätig war – und Lima wurden Zentren der regionalen und überregionalen Arzneimittellversorgung, etwa für die Lieferung der Chinarinde gegen die Malaria. Geschäftsbeziehungen unterhielt man nicht nur mit ganz Lateinamerika, sondern bis nach Europa. Hier war im fein verästelten Netzwerk internationaler Arzneiversorgung die Ordensapotheke des Collegio Romano in Rom Mittelpunkt und Bindeglied zwischen den Ordensapotheken in der Neuen Welt und den asiatischen Missionen.

Mit seinem Einblick in die Struktur des rund 150 Jahre florierenden „Jesuitenstaates“ in Paraguay – ein weitgehend autonomes, in zahlreichen sog. Reduktionen zusammengefasstes Gebiet der Jesuitenmission, das dem spanischen König und dem spanischen Vizekönig von Peru als eine Art militärisches Grenzgebiet direkt unterstand – stellte Peter Claus Hartmann ein außergewöhnliches Gemeinwesen, ein Modell sui generis vor, das den utopischen Idealstaat, gründend auf Besitzlosigkeit und Gleichheit, zu verwirklichen suchte. In den Reduktionen erfuhren die zum Christentum bekehrten und an christliches Leben herangeführten Indios unter dem paternalistischen Regiment der Jesuiten gute Behandlung, eine ihrer Mentalität entsprechende Ausbildung und Unterweisung in Musik und Handwerk. Erst durch die Ausweisung der Jesuiten 1767/68 fand der Jesuitenstaat sein jähes Ende. An seine Stelle trat das spanische System der rücksichtslosen Ausbeutung durch spanische Großgrundbesitzer.

An einen in der Jesuitenmission in Chile sehr erfolgreichen Bayern, der in seiner Wahlheimat noch heute – anders als in Bayern – hohe Anerkennung erfährt, erinnerte Michael Müller mit seinem Referat über Karl Haimhausen aus dem gleichnamigen Grafengeschlecht, dessen Stammschloss nördlich von München liegt. Alle wichtigen Impulse der deutschen Jesuitenmission seit ca. 1740 gehen auf diesen Mann zurück, der mehr als die Hälfte seines Lebens – von 1724 bis zu seinem Tod 1767, unterbrochen nur durch einen dreijährigen Europa- und Heimataufenthalt (1744–1747) zwecks Rekrutierung junger Missionare –, in Chile verbrachte. Als Generalprokurator der Provinz Chile hatte er eine Schlüsselposition inne, er vertrat deren wirtschaftliche und juristische Belange gegenüber Dritten und unterhielt rege Kontakte bzw. Korrespondenzen zur kolonialen Bürokratie in Chile, dem spanischen

Königshof zu Madrid sowie dem Ordensgeneralat in Rom. Unabdingbar war hierbei ein großes Maß an diplomatischem Geschick insbesondere gegenüber der Kolonialmacht Spanien.

Diplomatiegeschichte des 20. Jahrhunderts: Gebhard Seelos und Karl Graf Spreti

In die Zeit- und Diplomatiegeschichte weitete Rainald Becker das Themenspektrum des Symposions. Anhand der Biographien der bayerischen Diplomaten Karl Graf Spreti, Spross des bei Kapfing nahe Landshut ansässigen alten Adelsgeschlechts, und des gebürtigen Münche-

früh der Bayerischen Volkspartei zu. 1925 trat er in den Auswärtigen Dienst ein, 1927 kam er an die Deutsche Botschaft in Madrid, 1931 wurde er Vizekonsul im Deutschen Generalkonsulat von Sydney. 1935 wurde er an die Deutsche Botschaft in Warschau entsandt, danach nach Lemberg und Kopenhagen. Im April 1943 wurde Seelos aus dem diplomatischen Dienst entfernt, indem man ihn zur Wehrmacht einberief – Grund hierfür war zweifellos die fehlende Mitgliedschaft in der NSDAP.

Karl Graf von Spreti gelangte als Quereinsteiger in die Diplomatie. Dank seiner europäisch-kosmopolitisch ausgerichteten Erziehung und Sozialisation, seinem strikt anti-nationalsozialistischen Umfeld und der internationalen Ausrichtung seiner frühen Studien- und Berufsjahre als Architekt war er von 1935 bis 1937 in Bombay am Aufbau der „Bollywood“-Filmproduktion beteiligt. Er wurde neben dem mittlerweile voll rehabilitierten Gebhard Seelos 1951 Gründungsmitglied des Auswärtigen Amtes der BRD, gelangte 1960 als Botschafter nach Kuba, 1967 in die Dominikanische Republik und 1969 schließlich nach Guatemala, wo er Anfang April 1970 von Rebellen als Geisel entführt und erschossen wurde. Spretis reichhaltiges Schrifttum bezeugt sein feinfühliges und tiefes Verständnis für die jeweils vom Bürgerkrieg und vom herben Gegensatz zwischen Arm und Reich gekennzeichneten Verhältnisse in den Ländern, in denen er die Bundesrepublik repräsentierte. Seelos' Botschafterlaufbahn verlief europazentrierter.

Erst 1962 erteilte ihm ein Ruf nach Übersee: als Leiter der deutschen Botschaft in Rio de Janeiro. Hier fand er vergleichsweise ruhige und stabile Verhältnisse vor. Alte Netzwerke setzte Seelos zur Initiierung eines erfolgreichen Kulturaustauschprogramms zwischen Deutschland und Brasilien ein.

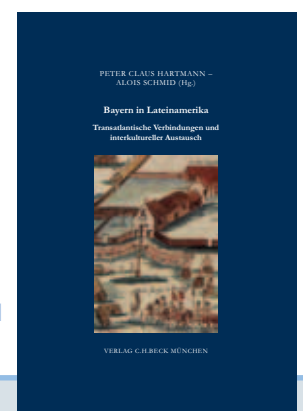
ners Gebhard Seelos untersuchte er, inwiefern Bayern innerhalb der Bundesrepublik einen Beitrag leistete zum außenpolitischen Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg bzw. inwieweit die „Westernisierung“ mit Ausrichtung nach bzw. Anlehnung an die Vereinigten Staaten mit initiiert und beeinflusst wurde von Repräsentanten bayerischer Politik.

Jeweils nachhaltig geprägt von ihrem bayerisch-konfessionellen Herkunftsmilieu, gestalteten sich beider Lebenswege und Diplomatenlaufbahn überaus heterogen. Seelos wandte sich

DIE AUTORIN

Dr. Claudia Schwaab ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Darstellung einer Indio-Prozession aus dem Zwentler Codex des P. Florian Paucke, um 1770.



Literatur

Peter Claus Hartmann, Alois Schmid (Hrsg.), *Bayern in Lateinamerika. Transatlantische Verbindungen und interkultureller Austausch* (Beihefte der Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 40), Verlag C. H. Beck, München 2011, 340 S., ISBN 978-3-406-10723-8, 39,00 Euro.

Asien

Gletscher auf Reisen

Eine Untersuchung über die Fluktuation des Gasherbrumgletschers im Karakorum.

VON CHRISTOPH MAYER



DER AUTOR

Dr. Christoph Mayer ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Erdmessung und Glaziologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der fernerkundlichen und geophysikalischen Beobachtung von Gletschern weltweit.

DER KARAKORUM IST eines der am stärksten vergletscherten Gebirge der Welt. Eingebettet zwischen dem Hindukusch im Westen und dem Himalaya im Süden und Osten erreichen die Berge dort Höhen bis über 8.000 m. Während das Klima in den Tälern sehr trocken ist, beträgt die Niederschlagsmenge in Höhenlagen zwischen 5.000 und 6.000 mm bis zu 2.000 Millimeter pro Jahr. Das hohe Gebirge sorgt dafür, dass große Mengen Schnee akkumuliert werden und sich im Karakorum einige der größten Gebirgsgletscher der Erde befinden. Selbst im Sommer fällt Schnee in den hohen Lagen, während auf den tiefliegenden Zungen der Gletscher oft eine dicke Schuttschicht die Eisschmelze deutlich vermindert. Dies ist ein Grund dafür, dass die Gletscher weit in Täler mit sehr hohen Sommertemperaturen vordringen.

Die Reaktion der Gletscher dieses Gebirges auf die Veränderung des Klimas zeigt bisher allerdings kein eindeutiges Bild: Während die meisten Talgletscher an Masse verlieren, rücken einige der steilen und hoch gelegenen Gletscher vor.

Schwierige Untersuchungsbedingungen

Die Untersuchung des Gletscherverhaltens wird allerdings durch verschiedene Umstände erschwert – gerade die große Anzahl an schuttbedeckten Gletschern macht es schwierig, deren Veränderung mit einfachen Mitteln wie z. B. Flächenänderungen aus Satellitendaten zu beobachten. Denn selbst bei deutlich negativen Massenbilanzen – wenn sie weit mehr Masse durch Schmelzen verlieren, als sie aus dem Schneefall hinzu gewinnen – verändert sich die Fläche dieser Gletscher kaum. Die Schuttschicht schützt das Eis vor dem Schmelzen, und die üblicherweise zum Gletscherende hin dickere Bedeckung führt dort zu deutlich geringeren Schmelzraten. Deshalb sinkt die Oberfläche von schuttbedeckten Gletschern zwar in Perioden negativer Massenbilanz ein, die Fläche bleibt dagegen nahezu stabil. Ein

Lage des Gasherbrumgletschers im zentralen Karakorum.



Dokumentation eines „slow surge“ am Gasherbrumgletscher

Am nördlichen Gasherbrumgletscher konnten Beobachtungen der Kommission für Erdmessung und Glaziologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften auf der Grundlage von Satellitenbildern über einen Zeitraum von neun Jahren

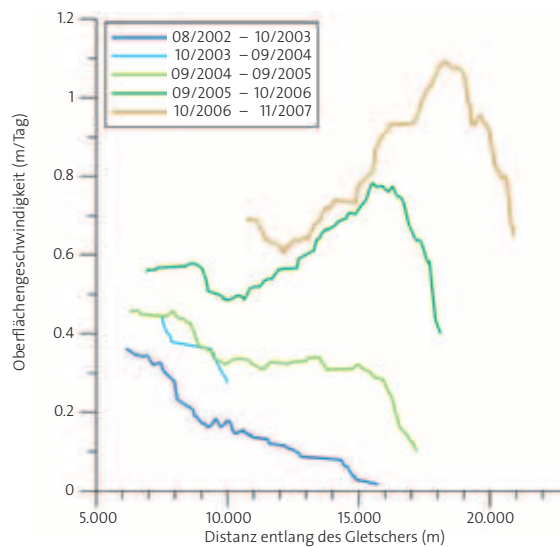


Panorama der Zunge des Gasherbrumgletschers, 2006.

jetzt einen „slow surge“ im Detail dokumentieren. Die zu Grunde liegenden Mechanismen wurden auf dieser Basis eingehend studiert. Der nördliche Gasherbrumgletscher liegt östlich der Hauptkette des Karakorums. Sein Einzugsgebiet wird von den mehr als 8.000 m hohen Gipfeln der Gasherbrumgruppe und des Broad Peak begrenzt. Aus deren steilen Flanken wird das zwischen 5.400 m und 6.000 m gelegene Akkumulationsbecken zusätzlich durch Lawinen ernährt. Die Zunge des etwa 23 km langen Gletschers endet auf 4.230 m unweit des Shaksgamflusses. Obwohl schon früher als fluktuierender Gletscher angesehen, wurde bisher noch nie ein schneller Vorstoß dieses Gletschers in dem abgeschiedenen Tal beobachtet.

Der genaue Vergleich der Satellitenbilder zeigte einen enormen Zuwachs der Oberflächengeschwindigkeit im Verlauf von vier Jahren. Die Geschwindigkeit im mittleren Teil der Gletscherzunge nahm von etwa 0,1 m/Tag (36,5 m/a) im Zeitraum 2002/03 auf 0,75 m/Tag (273,75 m/a) in den Jahren 2006/07 zu. Die maximale Jahresgeschwindigkeit betrug in diesem Zeitraum sogar über 400 m/a und war damit mehr als zehnmal höher als die mittlere Geschwindigkeit von 2002/03. Erkennbar ist zudem, dass sich das Maximum der Geschwindigkeit über die Jahre gletscherabwärts bewegt und so immer größere Bereiche des Gletschers aktiviert werden. Ab 2006/07 gehen die Geschwindigkeiten wieder zurück und erreichen zwei Jahre später fast wieder die „alten“ Werte (36,5 m/a). Erstaunlicherweise hat sich die Front des Gletschers während der Phase hoher Geschwindigkeiten nur um etwa 200 m verschoben. Dieser geringe Vorstoß war glücklicherweise nicht ausreichend, um das Bett des Shaksgamflusses zu versperren und einen See aufzustauen.

Ein einfaches mathematisches Modell der beobachteten Vorgänge zeigt, dass vermutlich ein Wechsel des Drainagesystems am Bett des Gletschers für den rasanten Anstieg des Eistransportes verantwortlich war. Das normalerweise unter dem Gletscher kanalisierte Schmelzwasser



Zunahme der Oberflächengeschwindigkeiten entlang des Gletschers in den Jahren 2002 bis 2007.

verteilt sich unter bestimmten Bedingungen flächenhaft über große Bereiche des Gletscherbetts und verringert damit die basale Reibung: Der Gletscher gleitet auf dem Wasserbett hangabwärts. Durch den schnellen Abtransport des Eises verändern sich die Eisdickenverhältnisse und somit die Voraussetzungen für die Wasserverteilung: Der Gletscher nähert sich wieder seinem normalen Verhalten an.

Die Ergebnisse verdeutlichen, wie schwierig es ist, Veränderungen der Gletscher im Karakorum zu bewerten. Der einfache Vergleich der Gletscherflächen zu zwei Zeitpunkten reicht jedenfalls dazu nicht aus. Eishöhenänderungen und der Einfluss der Eisdynamik sind wichtige Parameter, die für solche Aussagen künftig berücksichtigt werden müssen. ■

Literatur

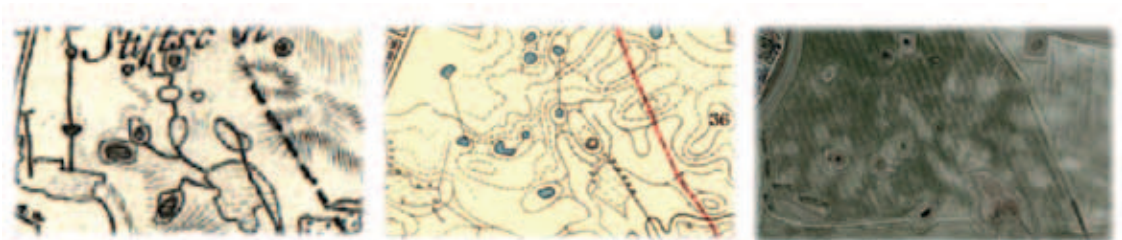
Chr. Mayer, A. C. Fowler, A. Lambrecht, K. Scharrer, A surge of North Gasherbrum Glacier, Karakoram, China, in: *Journal of Glaciology*, Vol. 57, No. 204, 2011, p. 904–916.

Die raum-zeitliche Kulturlandschaftsforschung auf neuen Pfaden

Wie hat der Mensch im Laufe der Geschichte die Landschaft geprägt, in der er lebt? Auskunft über diese Frage gibt die Kulturlandschaftsanalyse. Sie beschreibt, untersucht und modelliert landschaftliche und sozioökonomische Prozesse in einem bestimmten Betrachtungsraum im zeitlichen Verlauf und ist Teil der historisch-geographischen und landeskulturellen Forschung. In einer virtuellen Forschungsumgebung für die interdisziplinäre Kulturlandschaftsforschung wird nun der Mecklenburgische Raum über nahezu 250 Jahre betrachtet.

VON RALF BILL

Abb. 1: Entwicklung der Kulturlandschaft Mecklenburgs: Auszug (v. l. n. r.) aus den topographischen Karten von Wiebeking (1786) über die Messtischblätter (1888) bis zum heutigen ATKIS (am Beispiel Digitales Orthophoto) als Basis für die Forschung zu Mikrohöhlformen.



UNSERE HEUTIGE Kulturlandschaft entstand durch die dauerhafte Beeinflussung, insbesondere auch die wirtschaftliche und siedlungsmäßige Nutzung, der ursprünglichen Naturlandschaft durch den Menschen (Diercke, 1984; s. Literatur am Ende des Beitrags). Bei der Bewertung der Nachhaltigkeit der Landschaftsentwicklungen müssen insbesondere das räumliche Verteilungsmuster sowie das Mosaik der eine Landschaft prägenden Elemente berücksichtigt werden. Hierzu greift die Kulturlandschaftsforschung sowohl auf aktuelle Erhebungen wie auch auf historische Datenbestände zurück. Dabei spielen alte Karten und moderne Geoinformationen eine wichtige Rolle.

Historische Kartenwerke im alten Mecklenburg

Wie lassen sich historische Kartenwerke – auch Altkarten genannt – über den Raum Mecklenburg in digitaler Form als Quelle für interdisziplinäre Kulturlandschaftsforschung erschließen?

Diese Frage beschäftigt die Professur für Geodäsie und Geoinformatik der Universität Rostock seit mehr als einem Jahrzehnt. Mit den gescannten Altkarten von Wiebeking aus den Jahren 1786 bis 1788 (48 Blatt, 1:24.000) und Schmettau aus dem Jahr 1788 (16 Blatt, 1:50.000) sowie den Messtischblättern von 1877 bis 1889 (168 Blatt, 1:25.000) liegen die ersten topographischen Kartenwerke des Landes Mecklenburg-Vorpommern (genauer: der Herzogtümer Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin) bereits in homogener Form digital und georeferenziert vor. Lutz Kreßner hat diese Karten 2009 im Rahmen seiner Dissertation hinsichtlich ihrer geometrischen Qualität sowie ihrer Entstehung und daraus folgend der thematischen Eignungsfähigkeit für wissenschaftliche Auswertungen speziell im Zusammenhang mit der Kulturlandschaftsforschung analysiert. Die Altkarten werden im Sinne historischer digitaler Forschungsprimärdatenbestände für die Wissenschaft bereitgestellt und in GIS integriert.

e-Science

Die heutige Wissenschaftsumgebung stellt Wissenschaftler durch ihre vielfältigen Möglichkeiten der effizienten Kommunikation und dem einfachen Zugang zu sehr großen Informationsmengen und leistungsfähiger Rechentechnik vor große Herausforderungen. Die neuen Prozessierungs- und Kommunikationstechniken sowie Publikationsverfahren verändern die bisherigen Informationswege und die traditionellen Publikationsprozesse nachhaltig. Digitale Informations- und Kommunikationsnetze schaffen die technischen Voraussetzungen für zeit- und ortsunabhängige Kooperationen. Es entsteht ein viertes Wissenschaftsparadigma: Nach Empirie, Theorie und Simulation befinden wir uns im Übergang zu einer „Daten getriebenen Wissenschaft“ (Gray, 2009).

Unter dem Stichwort „e-Science“ etabliert sich zunehmend eine netzbasierte Wissenschaft bzw. eine „digitally enhanced science“, gekennzeichnet durch die Integration von Community-spezifischen Anwendungen auf Basis einer generischen Middleware und Diensteschicht. Dazu ist eine Netz- und Middleware-Infrastruktur erforderlich, mit der Ressourcen wie z. B. Rechenkapazitäten, Informationsbestände und Anwendungsprogramme angeboten, nachgefragt und zugeordnet werden (BMBF-Wissenschaftsmanagement, 1/2005).

Das DFG-Förderprogramm „Virtuelle Forschungsumgebungen“

Wesentlich für den Aufbau und die effektive Nutzung dieser neuen Kommunikations- und Publikationsnetze sind leistungsfähige Instrumente und Infrastrukturen zur Unterstützung wissenschaftlicher Arbeitsprozesse. Dazu zählen sog. virtuelle Forschungsumgebungen, die als Plattform für netzbasierte kollaborative Arbeitsprozesse neue Formen der Zusammenarbeit sowie einen neuen Umgang mit wissenschaftlichen Daten und Informationen ermöglichen. Sie bieten sowohl den zentralen Einstieg zu jeweils fachbezogenen Ressourcen, Daten und Dokumenten wie auch die erforderlichen Voraussetzungen für eine inhaltliche Verknüpfung der Informationseinheiten. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) strebt mit der Förderung virtueller Forschungsumgebungen die Entwicklung solcher integrierter Informationsinfrastrukturen für die netzbasierte Forschung an.

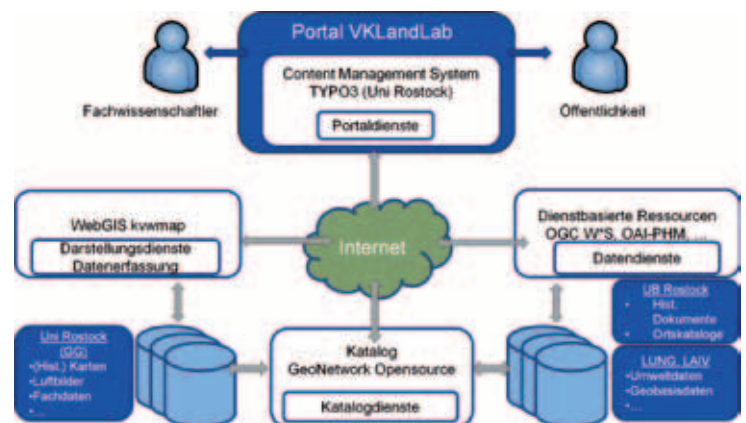
Das „Virtuelle Kulturlandschaftslaboratorium“ (VKLandLab)

Eine solche virtuelle Forschungsumgebung soll für die interdisziplinäre Kulturlandschaftsforschung aufgebaut werden, und zwar für den Mecklenburgischen Raum während der letzten fast 250 Jahre. Ausgehend von georeferenzierten Altkarten ab 1786 über moderne Luft- und Satellitenbilddaten der letzten gut 30 Jahre bis hin zu aktuellen Geoinformationen sollen raum-zeitliche Forschungsfragen auf unterschiedlichen Skalenebenen in Raum (regional 1:200.000 bis lokal 1:25.000) und Zeit (250 Jahre in drei Zeitschnitten, die letzten 30 Jahre ebenfalls in drei Zeitschnitten bis zu aktuellen Daten) bearbeitet werden.

Das „Virtuelle Kulturlandschaftslaboratorium“ (VKLandLab) wird von der Professur für Geodäsie und Geoinformatik der Universität Rostock konzipiert und entwickelt. Das uneigene IT- und Medienzentrum (ITMZ) hostet das VKLandLab und stellt Schnittstellen zur Nutzeradministration und zu Datenbanken (z. B. Bilddatenbank) bereit. Gemeinsam mit der Universitätsbibliothek (UB) wird die Digitale Bibliothek eingebunden und ein raum-zeitliches Ortsnamensregister entwickelt.

Die georeferenzierten Altkarten stellen den wesentlichen Grunddatenbestand für die virtuelle Forschungsumgebung zur modernen Kulturlandschaftsforschung dar. Mit einer Gebietsausdeh-

Abb. 2: Portalkomponenten mit zugehörigen Diensten und Datenquellen (angelehnt an die OGC Geospatial Portal Reference Architecture).



nung von fast 15.000 km² und einem zeitlichen Horizont über 220 Jahre gibt es nichts Vergleichbares auf der Welt (Bill, 2011). Kombiniert mit den Geoinformationen der heutigen Zeit wie den Topographischen Karten und dem Amtlichen Topographisch-Kartographischen Informationssystem ATKIS eröffnen sich mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien neue Forschungswege und Zugangsformen für die Kulturlandschaftsforschung.

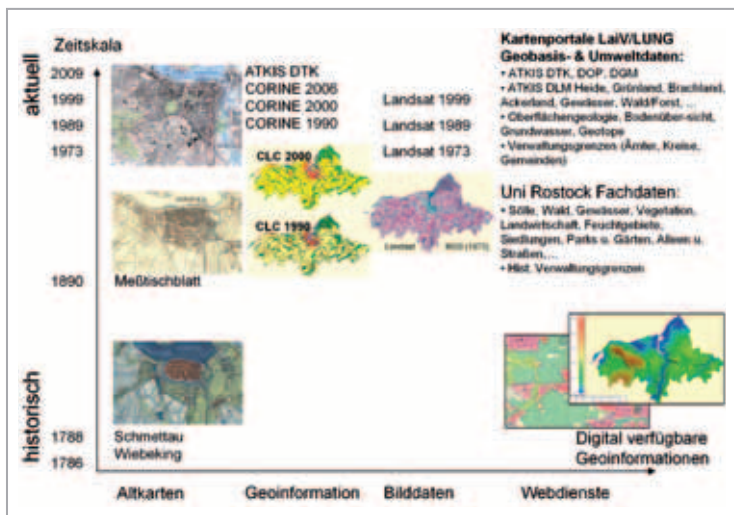


Abb. 3: Verwendete Karten- grundlagen und Datenquellen.

Informationsarchitektur und Umsetzung

Den Grundprinzipien der e-Science entsprechend bestehen die technischen Zielsetzungen des Projekts darin, eine zentrale Portalanwendung zu schaffen, die Forscher in der kollaborativen Arbeit unterstützt und dabei essentielle Werkzeuge und Ressourcen zum Umgang mit räumlichen Daten zur Verfügung stellt. Zentraler Bestandteil ist neben Komponenten zur Kommunikation und zum Workflow-Management eine an der Open Geospatial Portal Reference Architecture orientierte Geodateninfrastruktur (GDI). Eine GDI umfasst eine grundlegende Sammlung an Technologien, Richtlinien und übergreifenden Vereinbarungen, um Geodaten einheitlich verfügbar und zugänglich zu machen (Bill, 2010).

Die Komponenten des virtuellen Forschungslaboratoriums VKLandLab sind in Abb. 2 dargestellt. Der Zugang erfolgt über ein Webportal auf Basis von Typo3, welches sich nahtlos in den Universitätsauftritt einpasst. Portaldienste bieten den zentralen Einstieg und Zugriff auf alle relevanten Funktionen und Werkzeuge der Portalanwendung. Hier erfolgt der Einstieg in einen vom ITMZ gehosteten Sharepoint zur Dokumentenverwaltung und zur Projektorganisation sowie in das Internet-GIS kwmap und das Katalogsystem GeoNetwork mit den Metadaten. Die Schnittstelle zum Bibliothekswesen (UB) wird ein raum-zeitliches Ortsnamensregister darstellen, in dem eine Verschlagwortung und Katalogisierung von Dokumenten, Karten und Geoinformationen geschieht und das durch einen Gazetteer-Service verfügbar gemacht werden soll.

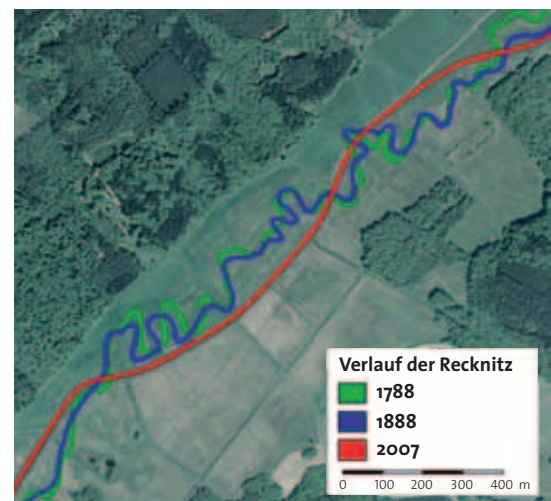
Abb. 4: Veränderungen eines Gewässerverlaufs von 1788 bis heute (im Hintergrund das Orthophoto von heute).

Daten- und Darstellungsdienste machen es möglich, räumliche Daten bereitzustellen und sie visuell und kartenbasiert aufzubereiten. Katalogdienste ermöglichen die Auffindung und Nutzbarmachung von räumlichen Daten aufgrund von recherchierbaren Parametern zur Datenthematik, -herkunft und -beschaffenheit.

Weiterhin sollen im Datenbestand des Kataloges Referenzen zu verorteten historischen Dokumenten aus dem Bestand der Universitätsbibliothek vorgehalten werden. Als Besonderheit ist ein historisches Ortsnamenverzeichnis zu erwähnen. Ortsreferenzen existieren zwar in Metadatenätzen vieler kulturhistorischer Projekte oder in Referenzkatalogen des Bibliothekswesens, jedoch ist die bisherige Recherche nach Ortsnamen, sowohl räumlich als auch zeitlich gesehen, nicht eindeutig genug und daher für eine Visualisierung und automatisierte Analysen wenig geeignet.

Aktueller Stand

Eine erste Version der virtuellen Forschungsplattform ist seit Oktober 2010 unter www.vklandlab.uni-rostock.de nutzbar. Integriert sind hier eine aufbereitete Grunddatensammlung mit einer Gebietsausdehnung für ganz Mecklenburg über aktuell fünf Zeitepochen (1788/1819/1879/1888/2007). Der gepflegte Datenbestand umfasst derzeit mehr als 30 Basislayer sowie über 20 per WMS/WFS eingebundene Layer des Landesamtes für Innere Verwaltung zum Digitalen Landschaftsmodell und zu Digitalen Bildmodellen und des Landesamtes für Umwelt, Naturschutz und Geologie zu Geotopen und Gewässern. Hinzu kommen etwa 10 eigene Geodatenbestände wie z. B. die historischen Karten von Wiebeking, Schmettau und die Messtischblätter sowie zu historischen Verwaltungsgrenzen und Satellitenbilddaten. 15 Fachthemen wie z. B. Wald, Siedlung, Mikrohothformen oder Gewässer sind thematisch modelliert und dienen als Basis für die Digitalisierung und Objektgenerierung. Aktuell stehen über 55.000 Objekte in Vektorform bereit.



Als weitere Ressourcen befinden sich verschiedene historische Datenquellen wie z. B. der Digitale Historische Atlas Mecklenburg zur Landnutzung und Siedlungsstruktur im 18. Jahrhundert und Zensusdaten der Volkszählungen in Mecklenburg-Schwerin 1819 und 1867 (basierend auf den Originalkarten) in der Aufbereitung.

Wem dient die virtuelle Forschungsplattform?

Das virtuelle Forschungslaboratorium dient der interdisziplinären anwendungsbezogenen Grundlagenforschung von Fachwissenschaftlern über drei Fakultäten an der Universität Rostock hinweg:

- Die Historiker wollen eine Datenbank zur Mecklenburger Volkszählung von 1819 im Großherzogtum Schwerin an die Schmettau'sche Karte sowie eine Volkszählung von 1867 im Großherzogtum Schwerin an die Messtischblätter der preußischen Landesvermessung anbinden.
- Siedlungsplaner/Denkmalpfleger widmen sich der Entwicklung von Dorfformen, Flurformen und Hoftypen. Für die Region ist ein Kanon von typischen, ausreichend repräsentativen und für eine Systematik bzw. Verallgemeinerung geeigneten Phänomenen (Ortsformen und deren Entwicklungsstadien) abzuleiten und darzustellen.
- Landschaftsökologen analysieren die flächenhafte Verteilung, Ausprägung und Standortbindung der Wälder sowie Moore Mecklenburgs im zeitlichen Verlauf, um eine Basis zur großräumigen Auswertung von Struktur (Biodiversität) und Funktion (Humusspeicherung) von Wäldern und Mooren zu schaffen sowie eine Grundlage für die Identifikation von aus Archivdaten näher zu untersuchenden Beständen zu entwickeln.
- Landschaftsplaner untersuchen, wie die historisch-genetische Kulturlandschaftsentwicklung in die Instrumentarien der heutigen räumlichen Planung und des Managements historischer Landschaftselemente einbezogen werden kann. Die Landschaftsentwicklungsdynamik ist eine wichtige Grundlage, um das Leitbild einer zukünftig anzustrebenden Kulturlandschaft zu definieren.
- Hydrologen und Kulturtechniker generieren hydrometeorologisch und hydrologisch relevante Basisparameter für weiterführende Analysen in der Kulturlandschaft, so z. B. zur Grasreferenzverdunstung, zur klimatischen Wasserbilanz, zum Ausbau von Dränsystemen und zur Gewässerentwicklung. Dies soll Grundlagen schaffen für die Kopplung mit Modellanwendungen (z. B. Wasser- und Stickstoffhaushaltsmodelle).

- Geodäten und Geomorphologen untersuchen die Sölle: Mikrohohlformen, die durch das Abschmelzen einer von Sedimenten eingeschlossenen Toteismasse entstanden und vor allen Dingen in Jungpleistozängebieten verbreitet sind. In Norddeutschland wird mit etwa 150.000 bis 300.000 Mikrohohlformen gerechnet, wobei aber auch andere Entstehungsformen gegeben sind.
- Biologen interessieren die räumlichen Verteilungsmuster von Söllen in ihrer historischen Entwicklung, die floristische Inventarisierung ausgewählter Sölle im Abgleich mit bestehenden historischen Daten sowie die Analyse der Zusammenhänge zwischen Landschaftsdynamik (u. a. Abnahme der Anzahl von Söllen) und floristischer Zusammensetzung der Pflanzengemeinschaften.

Die virtuelle Forschungsplattform findet auch Einsatz in der studentischen Lehre und bei studentischen Qualifizierungsarbeiten. Sie soll, dem Open-Access-Gedanken Rechnung tragend, zukünftig frei verfügbar sein. ■

DER AUTOR

Prof. Dr.-Ing. Ralf Bill lehrt und forscht als Professor für Geodäsie und Geoinformatik an der Universität Rostock. Er ist Verfasser des in 5. Auflage erschienenen Standardlehrbuchs „Grundlagen der Geo-Informationssysteme“. In der Forschung beschäftigt er sich u. a. mit Geoinformatik-Technologien wie Internet-GIS und mobilen GIS und deren Einbindung in Geodateninfrastrukturen. Ralf Bill ist Sprecher der Sektion Geoinformatik der Deutschen Geodätischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

DANKSAGUNG

Der Verfasser dankt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für die Förderung des Projektes im Rahmen der Schwerpunktinitiative „Digitale Information“, Aktionslinie 13 „Virtuelle Forschungsumgebungen“ (Förderkennzeichen Bi 467/21-1).

Links und Literatur

VKLandLab, 2011, www.vklandlab.uni-rostock.de

BMBF-Wissenschaftsmanagement, Heft 1/2005.

R. Bill, Grundlagen der Geo-Informationssysteme, Wichmann Verlag, Offenbach 2010, 5. Auflage, 814 S.

R. Bill, 250 Jahre Mecklenburg – Kulturlandschaftsforschung in einer Internet-GIS-Umgebung, in: R. Bill, G. Flach, U. Klammer, T. Lerche (Hrsg.), GeoForum MV 2011 – Drehscheibe für Wirtschaft und Verwaltung, GITO Verlag, Berlin 2011, S. 119–125.

Diercke, Wörterbuch der Allgemeinen Geographie, Braunschweig 1984.

J. Gray, Jim Gray on eScience: a Transformed Scientific Method, in: T. Hey, S. Tansley, K. Tolle (Eds.), The Fourth Paradigm, Data-Intensive Scientific Discovery (pp. xvii–xxxi), Microsoft Research, Redmond 2009, http://research.microsoft.com/enus/collaboration/fourthparadigm/4th_paradigm_book_jim_gray_transcript.pdf.

L. Kreßner, Digitale Analyse der Genauigkeit sowie der Erfassungs- und Darstellungsqualität von Altkarten aus Mecklenburg-Vorpommern – dargestellt an den Kartenwerken von Wiebeking (ca. 1786) und Schmettau (ca. 1788), Diss. Univ. Rostock 2009.

Nachwuchsförderung

Von Alpträumen, dem Attischen Drama und Ultraschall-gesteuerter Krebsdiagnostik

Anfang März 2011 traten sieben neue Mitglieder in das Förderkolleg der Akademie für den wissenschaftlichen Nachwuchs in Bayern ein. „Akademie Aktuell“ stellt in dieser Ausgabe die letzten drei Neuzugänge des Jahres vor.



VICTOR SPOORMAKER, Ph. D. (Jg. 1979) studierte Psychologie an der Universität Utrecht, wo er 2005 zum Thema Alpträume promoviert wurde. Er ist seit 2008 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München tätig. Im BAdW-Förderkolleg ist er mit dem Vorhaben „Die Verknüpfung zwischen Gehirnregionen während des rapid eye movement (REM)-Schlafes“ vertreten.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

Es geht um die Untersuchung der funktionellen Gehirnverknüpfung während des Schlafes, insbesondere während des REM-Schlafes. Probanden schlafen dabei im Magnetresonanztomographen unter simultaner elektroenzephalographischer Messung – das ist schwierig, aber möglich. Mit einer graphentheoretischen Analyse möchte ich dann gerne herausfinden, ob es eine Rekonfiguration der Gehirnnetzwerke im REM-Schlaf gibt. Das kann hilfreich sein, um besser zu verstehen, was während dieses energieintensiven Schlafstadiums in unserem Gehirn passiert.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Ich untersuche die Beziehung zwischen REM-Schlaf und Angstverhalten. Nach einem traumatischen Erlebnis entwickeln manche Leute eine posttraumatische Belastungsstörung, sodass der Schlaf stark gestört ist. Solche Patienten entwickeln oft Ängste vor Objekten oder Situationen, die sie an das traumatische Erlebnis erinnern. Normalerweise wird eine Angstresponse auf Dauer gelöscht (Extinktion), aber bei Angstpatienten passiert das nicht. Warum, ist unklar. Unsere Vermutung ist, dass genau der fragmentierte REM-Schlaf die Extinktion beeinträchtigt. Das untersuche ich mit Polysomnographie im Schlaflabor und mit funktioneller Magnetresonanztomographie im Kernspin.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Interdisziplinären Austausch kann man auf mehreren Ebenen pflegen: In meiner Arbeitsgruppe arbeiten z. B. Physiker, Biologen, Mediziner und Psychologen, um ein bestimmtes Thema wie Angst oder Schlaf besser zu verstehen. Gleichzeitig teilen wir alle aber bestimmte neurowissenschaftliche Annahmen, und es ist gut, diese einmal zu überdenken. Das geschieht, wenn man aus anderen Fachrichtungen ganz elementare Fragen erhält, über die man richtig nachdenken muss. Wenn der Fragende auf seinem Gebiet auch Experte ist, erlaubt das eine Diskussion über Fragestellung und Methodik auf hohem Niveau, egal wie weit die Fachgebiete auseinander liegen. Das ist nicht nur interessant, sondern auch relevant für die eigenen Arbeiten.

Wie kamen Sie zu Ihrem Forschungsfeld?

Ich hatte als Kind oft Alpträume und habe gelernt, in meinen Alpträumen luzid zu werden – das nennt man klarträumen. Während meines Studiums habe ich dann herausgefunden, dass diese Phänomene auch mit Polysomnographie untersucht werden, und habe deswegen über Alpträume promoviert. Mein klinisches Praktikum habe ich bei Centrum '45 gemacht, dem niederländischen Trauma-Zentrum für Opfer organisierter Gewalt. Dort gab es Menschen, die 50 Jahre nach ihren traumatischen Erfahrungen

noch immer Alpträume hatten, die sich überhaupt nicht veränderten. Das wollte ich begreifen, und so bin ich zum Thema gestörter Schlaf und posttraumatische Belastung gekommen, mit einem Fokus auf REM-Schlaf.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren für Sie prägend?

Wie gesagt war meine Zeit beim Centrum '45 wichtig, um meine Forschungsinteressen zu entwickeln, und mein derzeitiges Neuroimaging Labor am Max-Planck-Institut für Psychiatrie ist prägend für die Methodik. Ich habe hier in den letzten vier Jahren ziemlich viel über neue Messmethoden gelernt, und die Infrastruktur ist erstaunlich. Es gibt so viele Forschungsoptionen, dass ich mich manchmal wie ein Kind in einem Süßwarengeschäft fühle.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ich wäre auch gerne Reiseschriftsteller geworden – das ist ebenfalls ein schöner Beruf.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Ja, mehrere. Die Begründer der experimentellen Psychologie wie Wilhelm Wundt und William James finde ich sehr beeindruckend. Menschen denken bei Psychologie oft an Freud und seine Psychoanalyse, aber Freud war ein Mediziner und hat mit experimenteller Psychologie überhaupt nichts zu tun. Gleichzeitig gab es damals schon die ersten Psychologen, die mit Experimenten versuchten, das Verhalten von Menschen (und Tieren) besser zu verstehen. Auf diesen Grundlagen entstand später die äußerst effektive psychologische Behandlungsform der Kognitiven Verhaltenstherapie. Wilhelm Wundt führte bereits im 19. Jahrhundert physiologische Messungen aus und nutzte die Statistik zur Beantwortung seiner Hypothesen. Und heute untersuchen experimentelle Psychologen kognitive Prozesse noch immer mit neuro- und psychophysiologischen Messungen. Das war richtiger Weitblick.

Was schätzen Sie an Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit?

Eines der schönsten Dinge ist es, eine Hypothese über Verhalten in ein Experiment umzusetzen. So sieht es aus in der realen Welt, aber wie modelliert man das im Labor? Wenn das Experiment dann endlich steht und die Daten einfließen, wird es wieder spannend bei den Analysen:

Stimmt die Vermutung, oder nicht? Und egal, ob es so ist – mit jeder Antwort kommt man auf zehn neue Fragen, die noch offen sind, und im Endeffekt hat man leider immer zu wenig Zeit. Auch die Teamarbeit im Labor gefällt mir gut, der Input von Kollegen ist unbedingt notwendig, und meistens ist es, als ob man mit seiner Mannschaft gemeinsam an einem Tor arbeitet.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Es wäre schon schön, ein bisschen mehr Sicherheit zu bekommen. Heute weiß ich – wie so viele meiner Kollegen – überhaupt nicht, ob ich in zwei Jahren noch in der Wissenschaft tätig sein werde. Das ist nicht nur suboptimal für die Planung des Privatlebens – auch langfristige Forschungsprojekte, also die wirklich interessanten Projekte, lassen sich so kaum planen. Ich fände es gut, wenn die Universitäten und Institute leistungsorientierter werden – es ist Unsinn, dass man jemand nicht entlassen kann, obwohl er schon seit Jahrzehnten nichts geleistet hat. Gleichzeitig sollte man auch mehr jungen Wissenschaftlern ermöglichen, sich zu beweisen und ihnen eine echte Perspektive bieten, wenn ihnen das gelingt.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Was ich sehr schätze ist, dass hier auch die Grundlagenforschung als selbstverständlich akzeptiert wird. Deutschland kennt als Industrienation natürlich die Relevanz der Wissenschaft, aber selbst dann dauert Grundlagenforschung oft zu lang, um zu sehen, wie viel sie einbringt. Die Akzeptanz der Grundlagenforschung und die Achtung vor Wissenschaftlern bilden in Deutschland einen guten Nährboden für Wissenschaft und Forschung. Es war auch ein richtiger Schritt der Bundesregierung, wegen der Finanzkrise mehr Geld in die Forschung zu stecken. Das geht in die richtige Richtung – obwohl man bei einem neuen Impuls jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mehr einbeziehen muss. Das Risiko ist natürlich größer, aber wenn es klappt, ist der Gewinn umso höher.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Ich lese gerne und mache auch Sport wie Fußball oder Jogging – und Snowboarden im Winter, die Alpen sind ja gleich um die Ecke. Weiterhin gibt es in München genug zu tun, auch abends, und deswegen langweilen meine Freundin und ich uns nicht. Das Einzige, was mir manchmal fehlt, ist das Meer. Aber die Adriatische Küste ist ja nicht so weit und dort kann man auch gut segeln.



DR. JULIA STENZEL (Jg. 1978) studierte Dramaturgie, Komparatistik und Neue deutsche Literatur in München und wurde 2007 promoviert. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Theaterwissenschaft der LMU München im Bayern excellent-Projekt „Reformulierung der Antike“. Ihr Vorhaben im BAdW-Förderkolleg trägt den Titel „Verhandlungen mit Sophokles: Das Attische Drama auf der politischen Bühne des 19. Jahrhunderts“.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

Ich befasse mich, global gesagt, mit Formen des Antike-Bezugs in politisch-ästhetischen Debatten des mittleren 19. Jahrhunderts. Im Zentrum meines Interesses stehen dabei neue Formen der Auseinandersetzung mit dem Attischen Theater, mit Tragödie und Komödie, und die damals sehr aktuelle Frage nach dessen politischer Funktion und Wertigkeit. Diese exponierte Position von Theater und Theatralität hat nicht nur damit zu tun, dass meine disziplinäre Heimat in der Theaterwissenschaft liegt: Theater wurde schon im 18. Jahrhundert als Modell von und für eine sich neu etablierende und kalibrierende bürgerlich-republikanische oder gar demokratische Öffentlichkeit erprobt. Das griechische Theater nahm man dabei als eine Art „Urszene“ wahr, in der sich Ideen von nationaler, kultureller und religiöser Einheit überkreuzten und das eine – wenngleich schillernde – Folie für die zeitgenössische Situation, insbesondere im Deutschen Bund, abgeben könne. Die Auseinandersetzung mit der Antike fand nicht nur auf der Bühne und im Zuschauerraum statt, sie wurde auch in den politischen Journalen geführt. Versuche der Regierenden, das Modell in ihrem Sinne lesbar zu machen und zu vereinnahmen, die vielschichtige und teils polemisch geführte Diskussion zu kanalisieren, gaben ihr immer neue Impulse;

und mein Projekt zielt darauf, solche Dynamiken auf zeitgenössische Konzepte von Politik und politischer Philosophie hin lesbar zu machen. Da in diese Dynamiken naturgemäß nicht nur Personen des politischen Tagesgeschehens, sondern ebenso Künstler, Philosophen, Philologen und Archäologen involviert waren, ergibt sich ein interdisziplinärer Zuschnitt meines Projekts.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Derzeit interessiert mich besonders die Funktionalisierung der griechischen Alten Komödie – also der Stücke des Aristophanes – in der journalistischen Praxis des Vormärz: Den aristophanischen Dramen wurde schon früh ein ganz besonders großes Maß an „Welthaltigkeit“ zugeschrieben; sie scheinen verwoben nicht nur in die Fest- und Kultpraxis des antiken Athen, sondern auch in seinen politischen und sozialen Alltag. Besonders charakteristisch für die Alte Komödie ist das Auf-die-Bühne-Zitieren von Situationen, Themen und Figuren des politischen Tagesgeschehens, aber auch von Figuren der „Schwesterkunst“, der griechischen Tragödie. In der politisierten Publizistik des Vormärz wird nun dieses Spezifikum der Komödie aufgegriffen und umgesetzt: Nicht Kleon, sondern der preußische König, nicht antike Tragödiendichter, sondern moderne – zumeist politisch selbst nicht eben neutrale – Re-Inszenierungen von deren Stücken treten auf. Ich untersuche, inwiefern das politische Tagesgeschehen in antikem Gewande reflektiert, kritisiert und im Modus der U- oder Dystopie weitergedacht wird.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Seit meiner Aufnahme sind nun schon einige Monate vergangen, und ich bin überrascht, wie lebendig und produktiv sich die Zusammenarbeit im Förderkolleg von Anfang an gestaltete. Die Vorträge und Kolloquien meiner Mitkollegiaten waren je nach intellektuellem Stil, Temperament und nicht zuletzt disziplinärer Familienzugehörigkeit denkbar verschieden und eröffneten doch immer Einblicke in mir denkbar fremde Wissens- und Wissenschaftskulturen: Sie weckten Neugier und die Lust zum Nachfragen – vielleicht die entscheidenden Bedingungen für gelingenden

wissenschaftlichen Austausch. Außerdem traf ich auf überraschende Kreuzungs- und Begegnungspunkte mit Vertretern mir fachlich näherer Kollegen: Insbesondere die Diskussionen anlässlich der Kolloquien von Judith Frömmer und Cornelia Wild haben mich in meinen eigenen Überlegungen ein Stück weitergebracht.

Wie kamen Sie zu Ihrem Fachgebiet?

Mein Interesse für Theater und Theatralität nahm seinen Anfang nicht schon in der Zeit vor dem Studium; darin unterscheide ich mich von vielen meiner theaterwissenschaftlichen Kollegen. Eigentlich plante ich ein naturwissenschaftliches Studium; auch Philosophie oder indoeuropäische Sprachwissenschaft waren in der engeren Wahl. Meine Entscheidung für das Studium der Dramaturgie ergab sich aus frühen Gehversuchen als Autorin literarischer Texte. In der Abiturzeit weckte ein Workshop für dramatisches Schreiben, geleitet von Werner Fritsch, mein Interesse daran, wie Sprache und Körper auf der Bühne miteinander kommunizieren, sich gegenseitig ergänzen oder auch produktiv stören können. Dieser eher ungewöhnliche Zugang zur Theaterwissenschaft mündete denn auch ins Thema meiner Dissertation: Sie handelt davon, wie das Verstehen und Deuten von Körperaktion plausibel, ja selbstverständlich scheinen kann, und versucht, dazu eine kognitionswissenschaftlich informierte, aber historisch-kulturwissenschaftlich fundierte Perspektive zu entwickeln.

Die Beschäftigung mit der griechischen Antike und ihrer Rezeption gehört hingegen schon seit der Schulzeit zu meinen Steckenpferden. Ich freue mich, sie in meiner Habilitation und auch in meinem Akademieprojekt ins Zentrum meiner wissenschaftlichen Arbeit stellen zu können.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren Ihnen rückblickend besonders wichtig?

Am wichtigsten war wohl meine Entscheidung, die Promotion bei Christopher Balme an der LMU München abzuschließen, der mich in einer schwierigen Phase der Arbeit sehr unterstützt hat und bis heute mein wichtigster Förderer ist.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ich habe mich sehr lange, noch während der ersten Studiensemester, als Autorin eher literarischer denn wissenschaftlicher Texte gesehen und diese Form des Schreibens nie ganz aufgegeben. Nach dem Abitur hätte ich mir auch ein naturwissenschaftliches Studium gut vorstellen können; mein großes Interesse galt damals der Biochemie und der Molekularbiologie.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Das eine, große Vorbild habe ich nicht; die Idee eines Vorbilds impliziert für mich eine Form der Unbedingtheit und Ausschließlichkeit, die zu meinem Selbstbild als Wissenschaftlerin nicht recht passen will. Es gibt aber Eigenschaften, Fähigkeiten und Leistungen, die ich an anderen Wissenschaftlern schätze und bewundere: Wenn ein Germanist sich, kurz vor der Emeritierung stehend, mit SMS-Literatur zu befassen beginnt, dann beeindruckt mich seine intellektuelle Wachheit und Neugier. Wenn eine Philologin sich mit einer Dissertation in vollem Bewusstsein zwischen alle disziplinären Stühle setzt, dann beeindruckt mich ihr Mut. Wenn eine Theaterwissenschaftlerin mit Zwillingen eine glänzende Habilitation vorlegt, dann beeindruckt mich ihre Kompromisslosigkeit und ihr Selbstvertrauen in entscheidenden Lebensfragen.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Ich glaube, entscheidend für geisteswissenschaftliches Arbeiten ist das Bewusstsein, dass man viele Dinge mit guten Gründen so, aber auch ganz anders sehen, beschreiben und bewerten kann. Dazu gehört eine gesunde Portion Skepsis gegenüber Selbstverständlichkeiten und auch gegenüber der eigenen Intuition, ohne dabei die Fähigkeit zur Perspektivenbildung und zur – reflektierten – Parteilichkeit für eine Position aufzugeben.

Ich schätze an meiner Arbeit die Möglichkeit, theoretische Modelle am historischen Gegenstand auszuprobieren, mich immer wieder von Texten, Inszenierungen und historischen Kontexten überraschen zu lassen. Ich schätze die Diskussionen mit Kollegen, mit denen ich die Leidenschaft fürs Denken teile. Und ich schätze die große Freiheit, mit jedem neuen Projekt eine intellektuelle Terra incognita zu erschließen und zu kartieren – vielleicht zum Teil auch zu erfinden? Diese Freiheit empfinde ich als das größte Privileg akademischer Forschung.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Ich möchte gerne in einer Position sein, aus der heraus ich mein Fach und sein Selbstverständnis aktiv gestalten und mit anderen Disziplinen in den Dialog bringen kann – auch über die Grenze der Wissenschaftskulturen und -sprachen hinweg. Das geht wohl am besten auf einer Professur.

INTERVIEWS

Die Fragen stellte Dr. Ellen Latzin. Sie leitet die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Ich meine zu beobachten, dass sich ein System durchsetzt, in dem insbesondere in der Frage des Publizierens mehr auf Quantität denn auf Qualität gesetzt wird. Es ist viel zu leicht, mit einer Masse an stromlinienförmigen, mittelmäßigen Artikeln zu reüssieren – leichter möglicherweise, als mit einer Handvoll kreativer und handwerklich gut gemachter Aufsätze. Auch halte ich es für fahrlässig, in den deutschen Geisteswissenschaften die Habilitation abschaffen zu wollen. Geisteswissenschaftliche Forschung hat eine ganz andere Halbwertszeit als naturwissenschaftliche, und das „zweite dicke Buch“, das in einem Hybrid-System mit Juniorprofessur, aber ohne ein etabliertes Tenure-Track-Verfahren wohl in vielen Fällen ungeschrieben bliebe, ist für die Forschung und auch die persönliche Entwicklung des Einzelnen nach wie vor von großem Wert.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Ich reise, erkunde die Natur (zuletzt die sardische) per Mountainbike – für das kommende Jahr ist eine Alpenüberquerung geplant –, ich trainiere mit Langhanteln, koche mit meinem Mann oder mit Freunden, und wenn ich viel Zeit und Ruhe habe, fotografiere ich oder arbeite an meiner literarischen Zweitkarriere.



PD DR. MED. DERYA TILKI (Jg. 1979) studierte Humanmedizin in Hamburg, Boston, Winston-Salem und Zürich. Sie wurde 2006 promoviert und ist derzeit als Funktionsoberärztin der Urologischen Klinik des Klinikums Großhadern der LMU München tätig. Im BADW-Förderkolleg ist sie mit dem Forschungsvorhaben „Diagnostik des Prostatakarzinoms anhand der Ultraschall-gesteuerten molekularen Darstellung der Tumorgefäße“ vertreten.

Worum geht es in Ihrem Forschungsvorhaben allgemein?

In meinem Forschungsvorhaben geht es um die Weiterentwicklung einer neuen Methode für die Ultraschall-gesteuerte Diagnostik des Prostatakarzinoms. Mit dem Projekt soll die selektive

Expression von Oberflächenproteinen auf Tumorgefäßen, aber nicht auf normalen Gefäßen, dafür genutzt werden, durch oberflächenmodifizierte sphärische Biopolymere mit unterschiedlichem Durchmesser im Mikro- oder Nanometerbereich das Gefäßbett des Prostatakarzinoms mit Hilfe der Ultraschalldiagnostik sichtbar zu machen. Dies wäre nicht nur in diagnostischer Hinsicht von Bedeutung, sondern auch wichtig für ein passendes therapeutisches Vorgehen, das dem Patienten unnötige Belastungen und unter Umständen auch eine Übertherapie erspart.

Woran arbeiten Sie aktuell?

Aktuell untersuche ich – neben dem von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unterstützten Forschungsvorhaben – Mechanismen der Tumorangiogenese, also der Aussprossung neuer Blutgefäße aus bereits vorhandenen Blutgefäßen, in urologischen Tumoren, und zwar speziell beim Prostata- sowie beim Harnblasenkarzinom.

Was erwarten Sie von der Mitgliedschaft im Förderkolleg der Bayerischen Akademie der Wissenschaften?

Das Förderkolleg bietet die Möglichkeit, Forschungsarbeiten interdisziplinär zu bearbeiten, mit Kollegiaten aus verschiedenen Fachrichtungen, mit denen man ansonsten im Alltag wenige Berührungspunkte hat. Sehr spannend sind die gemeinsamen Kaminabende sowie Podiumsdiskussionen und Treffen mit den Mitgliedern der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die es erleichtern können, verschiedene Themen aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten.

Wie kamen Sie zu Ihrem Forschungsfeld?

Die Blutgefäßentwicklung in Tumoren war bereits Thema meiner Dissertation, die ich schon in den vorklinischen Semestern des Medizinstudiums begann. Das Thema hat mich sehr fasziniert, so dass alle folgenden experimentellen Arbeiten diesem Forschungsfeld gewidmet waren.

Welche Stationen Ihrer bisherigen wissenschaftlichen Laufbahn waren rückblickend für Sie prägend?

Besonders prägend war die oben erwähnte Dissertation. Mein Doktorvater Prof. Ergün vermittelte mir die Grundlagen des wissenschaftlichen Arbeitens, die den Boden für meine folgenden Forschungsaktivitäten bildeten. Wichtig waren auch die Forschungsaufenthalte an der Harvard Medical School in Boston sowie am Weill Cornell Medical Cancer Center in New York, die die Basis für mein selbständiges wissenschaftliches Arbeiten schufen.

Welches Berufsfeld hätte Sie – außer der Wissenschaft – gereizt?

Ich hatte einen Studienplatz für Wirtschafts-mathematik, habe mich dann aber für Human-medicin entschieden.

Haben Sie ein wissenschaftliches Vorbild?

Die Wissenschaftler, von denen ich in den letzten Jahren hauptsächlich gelernt habe, sind meine Vorbilder. Ich bewundere Forscher wie Judah Folkman für ihre großen Errungenschaften, die in die klinische Arbeit Einzug gehalten haben.

Welche persönlichen Eigenschaften sind bei Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit besonders wichtig? Was schätzen Sie an Ihrer Tätigkeit?

Besonders wichtig für die wissenschaftliche Tätigkeit sind Kreativität, Neugier und Fleiß. An meiner Tätigkeit schätze ich, dass die Untersuchungsthemen translational orientiert sind und so Grundlagenforschung mit klinischer Forschung bzw. Fragestellung eng verzahnt werden kann.

Was wünschen Sie sich für Ihre berufliche Zukunft?

Für meine berufliche Zukunft wünsche ich mir, dass mir meine Tätigkeit weiterhin in erster Linie Spaß macht und ich die Möglichkeit bekomme, eine größere Forschungsgruppe zu führen, um meine Ideen und Konzepte umsetzen zu können.

Wie beurteilen Sie die aktuellen Veränderungen in der deutschen Wissenschaftslandschaft?

Ich denke, die Frage zielt auf die Exzellenzinitiative bzw. auf die Bildung von themenbezogenen Forschungszentren. Während ich dies angesichts der begrenzten Mittel, die für Forschung zur Verfügung stehen, für sinnvoll erachte, sollte die Förderung kleiner und effizienter Gruppen außerhalb der Exzellenzstandorte nicht vernachlässigt werden. Darin liegt meiner Auffassung nach eine wichtige dynamische Komponente, die langfristig der weiteren Entwicklung der wissenschaftlichen Landschaft gut tun wird.

Was machen Sie gerne, wenn Sie nicht forschen?

Meine Freizeit verbringe ich gerne mit Familie und Freunden. Ich lese gern, reise und versuche, sportlich aktiv zu bleiben.

Hinweis**Nachwuchsförderung in der Akademie**

Wissenschaftlicher Dialog, Interdisziplinarität und generationenübergreifende Zusammenarbeit zwischen etablierten und jungen Forschern: Diese Ziele verfolgt die Bayerische Akademie der Wissenschaften mit ihrem 2010 gegründeten Förderkolleg. Es bietet bis zu 18 hervorragenden jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Bayern – neben finanzieller Unterstützung in Form von Stipendien – ein hochkarätiges Forum zum Austausch untereinander und mit den Mitgliedern der Akademie.

Das Förderkolleg eröffnet wissenschaftlichen Nachwuchstalenten in Bayern neue Karrierewege und bietet einen wissenschaftlichen Freiraum außerhalb der Universitäten. Die im Kolleg vertretenen Forschungsprojekte zeichnen sich durch avancierte Fragestellungen der Geistes- und Sozialwissenschaften sowie der Natur- und Technikwissenschaften aus.

Wissenschaft lebt vom Dialog. Die Kollegiatinnen und Kollegiaten verpflichten daher sich, an einer Reihe von Veranstaltungen teilzunehmen bzw. diese eigenverantwortlich zu organisieren:

- bis zu drei halbtägige Veranstaltungen pro Jahr, in denen sich die neuen Mitglieder mit Vorträgen über ihr Forschungsgebiet vorstellen,
- drei zweitägige interdisziplinäre Kolloquien pro Jahr, in denen die Kollegiatinnen und Kollegiaten ihre Projekte im größeren wissenschaftlichen Zusammenhang diskutieren,
- regelmäßige Treffen mit dem Akademiepräsidenten und den Mentoren,
- Diskussionsabende zu wissenschaftlichen Schwerpunktthemen.

Die Bewerbungsfrist für das Kollegjahr 2012 endete im September. Wir informieren Sie auch 2012 in „Akademie Aktuell“ über die Neuzugänge.

Weitere Informationen zum Förderkolleg für den exzellenten wissenschaftlichen Nachwuchs in Bayern, zu allen Mitgliedern und ihren Forschungsprojekten finden Sie unter www.badw.de/foerderkolleg

Geschichtswissenschaft

„Irrtümer aufhellen, Andersdenken trainieren“

Zum Tod des
Mediävisten Horst Fuhrmann.

VON CLAUDIA MÄRTL

„IRRTÜMER AUFHELLEN, Andersdenken trainieren“ – so Horst Fuhrmann über seine Lieblingstugend, als er einmal den berühmten Fragebogen Marcel Prousts ausfüllte; auch nannte er da „spielerische Hartnäckigkeit“ seinen Hauptcharakterzug. Wer ihn kannte, dem sprang das ungemein Treffende dieser Selbstbeschreibung in die Augen: „Andersdenken“ war in der Tat von ihm zu lernen. Horst Fuhrmann hat mit zunehmenden Würden und fortschreitendem Alter gerne das Kontingente seines Lebenswegs betont. Jenseits zufälliger zeitgeschichtlicher Konstellationen lässt sein spezifischer Zugang als Historiker zum Mittelalter aber bisweilen den Verdacht zu, dass er bei dieser Epoche blieb, weil ihre Geschichte sich nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts der übereilt affirmativen Aneignung entzog und dem Annäherungswillen besondere Anstrengungen abverlangte.

Im Mittelalter „hängengeblieben“

Dem am 22. Juni 1926 im ober-schlesischen Kreuzburg Geborenen war eine Karriere als Mediävist nicht in die Wiege gelegt. Beeindruckende Kirchen oder Burgen aus dem Mittelalter gab es dort nicht. Mit Goethes Verdikt, der Landstrich liege „fern von gebildeten Menschen, am Rande des Reiches“ überschrieb Horst Fuhrmann in seiner letzten Schaffensphase als Historiker eine jener Publikationen, in denen er sich mit großer Entdeckerfreude auf Spurensuche in einer Welt machte, die für ihn mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs untergegangen war. Nach dem durch Krieg und Nachkriegszeit gestörten Bildungsgang wollte er eigentlich etwas Solides studieren, Ingenieur- oder Rechtswissenschaften, aber während er sich bemühte, an der Universität Kiel Defizite durch ein Studium der alten Sprachen und der Geschichte zu beheben, blieb er, nach seinen eigenen Worten, „im Mittelalter hängen“.

Die Dissertation über die Entwicklung der Patriarchate seit der Spätantike wies ihn auf das Feld des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte, das fortan einen Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Spezialisierung bildete. Seine Habilitationsschrift befasste sich mit Entstehung und Wirkung der Pseudoisidorischen Fälschungen, eines gigantischen Komplexes von Papstbriefen und Konzilsbeschlüssen, die im 9. Jahrhundert von einer Fälscherwerkstatt in einem westfränkischen Kloster zusammengeklittert wurden und bis zur Reformationszeit als echte Dokumente

ABB: BADIW



Er brachte seinem Publikum das Mittelalter nahe:
Horst Fuhrmann (1926–2011), Präsident der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften von
1992 bis 1997.

aus den ersten Jahrhunderten des Christentums galten. Von der mittelalterlichen Zuschreibung an einen fiktiven Autor Isidor leitet sich der moderne Titel ab, und augenzwinkernd erklärte Fuhrmann in jenem Fragebogen „Pseudoisidor (wenn es ihn gegeben hat)“ zu seiner „Lieblingsgestalt in der Geschichte“. Er zeigte sich in seinen frühen Arbeiten als ein Historiker mit Hang zu akribischem Quellenstudium, der es trotz vor Gelehrsamkeit überbordender Fußnoten verstand, die allgemeinhistorische Bedeutung seiner Fragestellung klar vor Augen zu führen. Sichtbar wurde hier auch seine charakteristische Perspektive, nahm er den Weg zum Mittelalter doch häufig über dessen neuzeitliche Rezeption, und das besonders gerne, wenn derlei Interpretationen ideologisch zeitgebunden waren, auf falschen Prämissen beruhten oder sonst in die Irre führten.

Fälschungen, darunter die Konstantinische Schenkung, die er 1968 in kritischer Edition herausbrachte, die Entwicklung des Kirchenrechts vornehmlich vom 9. bis zum 11. Jahrhundert, die Geschichte des Papsttums und der Papstgeschichtsschreibung standen von Anfang an im Zentrum der wissenschaftlichen Interessen Horst Fuhrmanns. Mit der Zeit trat dazu nicht nur die Geschichte des 12. Jahrhunderts, sondern er begann sich auch sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Themen zuzuwenden, die er darstellerisch anpackte, denn nach seiner Meinung war ein auf Kosten der Gesellschaft lebender Historiker es dieser schuldig, seinen Forschungsgegenstand allgemein verständlich darzulegen. Mehr noch als durch historische Synthesen und Aufsatzsammlungen dürfte er einem breiteren Publikum aber bekannt geworden sein durch seine Auftritte im Fernsehen, mit denen er mittelalterliche Geschichte im Gespräch oder in Vortragsform nahezubringen suchte. Dem Eindruck des Redners Fuhrmann mit seinem lebendigen Redestil, seiner Ironie und Pathos mischenden Vortragsweise und seinen oft unerwarteten Wendungen konnte man sich nur schwer entziehen.

Mitglied und Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Horst Fuhrmann war von 1962 bis 1971 Inhaber eines Lehrstuhls an der Universität Tübingen und wirkte von 1971 bis 1994 als Präsident der *Monumenta Germaniae Historica* sowie als Professor für mittelalterliche Geschichte an der Universität Regensburg. Tätigkeiten in Beiräten, Kuratorien und Herausbergremien, Mitgliedschaften und Ehrenmitgliedschaften in Akademien fielen ihm zahlreich zu; Preise und Auszeichnungen sollen hier nicht aufgezählt werden, mit Ausnahme

der Aufnahme in den Orden *Pour le Mérite* (1986), der ihn auch als Historiker beschäftigte. 1972 wurde er zum Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1974 zum ordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie gewählt. Als Vorsitzender der Kommission für das Repertorium *Fontium Historiae Medii Aevi* und als Mitglied mehrerer weiterer Kommissionen hat sich Horst Fuhrmann zeitintensiv, tatkräftig und stets mit interdisziplinärem Horizont für die mit dem Mittelalter verbundenen Schwerpunkte der Akademie eingesetzt.

1991 zum Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt, hat er dieses Amt von 1992 bis 1997 ausgeübt. Horst Fuhrmanns Präsidentschaft fiel in eine Zeit, da die Akademien ins Gerede kamen und es schwierig wurde, bei einer zunehmend kurzatmig agierenden Wissenschaftspolitik für die oft Generationen überspannenden Akademievorhaben Verständnis zu finden. Er bemühte sich nicht allein, auf institutioneller Ebene für die Stabilisierung etwa des Mittellateinischen Wörterbuchs zu wirken, sondern ergriff auch zu Beginn seiner Präsidentschaft öffentlich das Wort, um unqualifizierte Angriffe abzuwehren. Aus der Polemik gegen eine angebliche „Akademisere“ (J. Siedler) schält sich sein eigenes Verständnis von Aufgabe und Verdienst der Akademien heraus, die „nicht in sandkastenhafter Spielerei, jeder für sich, sondern in großer internationaler Verflechtung“ Forschung betreiben. Zugleich forderte er Achtung für jene, „die in den Akademien beifallos ihren Dienst tun“.

Horst Fuhrmann hat den Wandel wissenschaftlichen Arbeitens durch EDV aufmerksam verfolgt, fürchtete er doch bei Ignorieren der neuen technischen Möglichkeiten die Gefahr eines Abgleitens „ins antiquierte Abseits“ einerseits und bei unreflektierter Anwendung eine rein quantitative Vermehrung unverstandenen Materials andererseits. Kenntnisse zu sammeln, ohne Erkenntnis zu gewinnen und zu vermitteln, das konnte für ihn nicht die Aufgabe des Historikers sein. Am 9. September 2011 ist Horst Fuhrmann, der in seltener Weise die Begabung zur Textkritik, zur historischen Darstellung, zur Wissenschaftsorganisation vereinte und dabei von einer nie erlahmenden menschlichen Anteilnahme war, gestorben. ■

DIE AUTORIN

*Prof. Dr. Claudia Märkl hat den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der LMU München inne. Sie ist ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Vorsitzende der Kommission „Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters“. Im März 2011 wurde sie zur künftigen Präsidentin der *Monumenta Germaniae Historica* gewählt.*

80. Geburtstag

Explicatio

Dem Philosophen Werner Beierwaltes zum 8. Mai 2011.

VON ROLF SCHÖNBERGER

WORIN BESTEHT DIE Geschichte der europäischen Philosophie? Nach einer auf den ersten Blick weit übertrieben wirkenden Bemerkung des englischen Mathematikers und Philosophen Alfred North Whitehead „in einer Reihe von Fußnoten zu Platon“. Gängigerweise nimmt man hingegen die Philosophie Platons als eine Philosophie neben anderen. Dies ist sie auch – wie alles immer irgendwie etwas neben anderem ist. Wenn mit jener Charakterisierung gewiss nicht die Überzeugung zum Ausdruck gebracht wird, dass schlechterdings alles Spätere nur eine marginale, äußerlich bleibende Korrektur ist (auch Nietzsche: Christentum sei Platonismus fürs Volk), so ist für eine spezifische Durchdringung ebenso wenig mit der Auffassung Heideggers gewonnen, wonach alle Philosophie Metaphysik und alle Metaphysik Platonismus ist.

Sein wissenschaftliches Interesse gilt insbesondere dem Neuplatonismus und dem Deutschen Idealismus: Werner Beierwaltes.



Fußnoten zu Platon

Jene Kennzeichnung Whiteheads hat Werner Beierwaltes als Titel seiner jüngst erschienenen Aufsatzsammlung verwendet (Frankfurt, Klostermann, 2011). Man wird tatsächlich schwerlich jemanden nennen können, der ähnlich umfassend diesen „Fußnoten“ nachgegangen ist. Sein Interesse gilt sogar einer ganz bestimmten Phase des Platonismus, nämlich dem spätantiken Neuplatonismus. Entgegen dem vielfach zu konstatierenden Phänomen, dass denkerische Leistungen erst durch die schulförmige Zurichtung wirksam werden, hat diese Philosophie in ihren herausragenden Gestalten Plotin und Proklos zwar von der Inspiration durch das Denken Platons seinen Ausgang genommen. Doch wurde sie gerade auf Grund ihrer eigenen denkerischen Kraft zur Transformation und Fortbildung, zu systematischer Entfaltung und zur Anleitung zu einer intensiven Erfahrung des Wirklich-

keitsgrundes für das nachfolgende Denken von konkurrenzloser Bedeutung – für das Mittelalter, die Renaissance und in besonderem Maße auch für die klassische deutsche Philosophie, zumal für Schelling und Hegel.

Dieser Tradition hat sich Werner Beierwaltes zugewendet, um sie zu durchdringen und zu vergegenwärtigen. Es geht also nicht primär darum, den vielgenannten Einflussbereich zu ermessen, noch weniger darum, „Platoniker“ aneinanderzureihen. Beierwaltes macht das denkerische Potential des Platonismus gerade in der Entfaltung, nicht bloß in der „continuity of the platonic tradition“ sichtbar. Diese Neuformationen durch die gesamte Geschichte der Philosophie wären freilich ohne philosophisches Interesse, wenn es sich jeweils um eine pure Inanspruchnahme für eigene Interessen des Denkens und damit um nichts anderes als Verfremdung handelte. Die Zuwendung Beierwaltes' zur Philosophie der Spätantike setzt in München in den 1950er Jahren zu einer Zeit ein, als diese nur das Interesse eines sehr kleinen Kreises von Fachgelehrten auf

sich zog. Dass sich dies inzwischen beträchtlich geändert hat, daran haben die Arbeiten Beierwaltes' zweifellos einen erheblichen Anteil. Seine Rezeption in Frankreich und Italien, in England und Irland ist enorm; nicht wenige seiner selbständigen Publikationen wurden in andere Sprachen übersetzt. Die Mitgliedschaften in zahlreichen in- und ausländischen Akademien und die vielen Ehrungen, die ihm zuteilgeworden sind, sind ein ebenso beredtes Zeugnis für seine philosophische Leistung wie die Rufe, denen er 1969 an die Universität Münster, 1974 nach Freiburg und 1982 nach München gefolgt ist.

Erschließung des Geistes ...

Freilich, die Transformationskraft des Neuplatonismus zu zeigen, ist aufs Ganze gesehen nur eine Nebeneinsicht. Im Zentrum seiner zahlreichen Monographien, Aufsätze, Textkommentare, Rezensionen stehen ganz spezifische Themen und konkrete Rezeptionsvorgänge. Die Vielzahl der Autoren – Plotin, Proklos, Augustinus, Johannes Eriugena, Bonaventura, Thomas von Aquin, Meister Eckhart, Marsilio Ficino, insbesondere natürlich Nicolaus Cusanus, aber eben auch Schelling und Hegel – kommen nicht allein in ihrer Metaphysik, sondern auch im Hinblick etwa auf die Sprachform oder die Theorie der Kunst zur Geltung.

Beierwaltes' differenzierte Darlegungen zeigen die große Spannweite seines Horizontes und die bewundernswerte Sensibilität seines interpretatorischen Zugangs. Natürlich werden Irrtümer abgewehrt – etwa der vermeintliche Antagonismus von Antike und Christentum –, aber der Leser hat doch nirgends den Eindruck, es solle eine Schulorthodoxie verteidigt werden. Vom Kampflärm der Polemik ist hier so wenig zu hören wie von Appellen im Stile des „Zurück zu...“. Die Texte strahlen die Ruhe und Konzentriertheit aus, in der allein ein Gedanke entfaltet werden kann. Dessen Konturen, dessen philosophie- und werkgeschichtliche Verzweigungen und Nuancierungen werden vorgeführt und auf diesem Wege vermittelt, dass ein philosophischer Gedanke mehr ist als das, was eine blanke These enthält. Es werden dabei anspruchsvolle und voraussetzungsreiche Texte vergegenwärtigt. Beierwaltes' hermeneutischer esprit de finesse belässt es weder bei der Beschreibung vergangener Gedanken noch verfremdet er sie durch künstliche oder rhetorisch aufgeladene Aktualisierung.

Ein Gedanke wird als philosophischer aber erst vergegenwärtigt, wenn man sich seinem Anspruch aussetzt. Diese Ansprüche machen sich in zweierlei Hinsicht bemerkbar: Der Neuplatonismus ist in allen seinen Varianten Metaphysik. Er gehört aber keiner rationalistischen Form der Metaphysik an, sondern einer, die die Grenzen rationaler Verständigung und Begründung nicht nur beachtet, sondern sich gerade in ein Verhältnis zu diesen Grenzen gesetzt hat. Zugleich aber bleibt dieses Denken nicht eine bloß theoretische Bemühung. Sofern diese Gedanken das Ganze der Wirklichkeit betreffen, begreifen sie auch denjenigen mit ein, der diese Gedanken zu denken sucht und sind auch nicht nur „Gegenstand“ seines Denkens, sondern darüber hinaus – idealerweise – auch der Erfahrung. Daher das unerschöpfliche Potential an lebensbestimmter Kraft. Aller gelehrte Aufwand könnte dieses Denken nicht zum Sprechen bringen, wenn es nichts zu sagen hätte. Solchen Aufwand erfordern nicht zuletzt Beierwaltes' Kommentarausgaben plotinischer Enneaden (etwa „Über Ewigkeit und Zeit“), in denen zugleich seine philologische Könnerschaft zur Geltung kommt.

... und des Buchstaben

Beierwaltes' exorbitante Erschließungsleistung betrifft aber nicht allein den Geist, sondern auch den Buchstaben: Er war über Jahrzehnte Herausgeber der Opera omnia des Nicolaus Cusanus wie auch der J. G. Fichte-Gesamtausgabe. Dies im Falle des Cusanus zu tun (seit 1976), entspricht völlig seinen philosophischen Interessen – obgleich ein Außenstehender auch nicht von Ferne zu ahnen vermag, welche Arbeitslast damit verbunden ist. Als Vorsitzender der Cusanus-Kommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hat Beierwaltes dafür gesorgt, dass die Dinge nicht nur mit Akribie, sondern auch mit Maß und Vernunft geschehen. Dass ihm die Münchner Akademie 1992 die Leitung der J. G. Fichte-Gesamtausgabe übertragen konnte, zeigt seine Selbstlosigkeit, aber auch seine Solidarität mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der er seit 1986 angehört. In beiden Fällen hat Beierwaltes ein schon in Gang befindliches Projekt übernommen. Nicht hoch genug zu schätzen ist dabei aber vor allem, dass er beide Projekte zu einem Ende zu führen vermochte – kein sonderlich häufiges Gelingen von Projekten, die unvermeidlich mehrere Jahrzehnte in Anspruch nehmen müssen – oder eben zu unterbleiben haben.

All diese vielfältigen Bemühungen auf vielerlei Ebenen entspringen unverkennbar aus dem, worauf sie zuletzt auch hinführen sollen: auf das „Denken des Einen“.

DER AUTOR

Prof. Dr. Rolf Schönberger hat den Lehrstuhl für Geschichte der Philosophie an der Universität Regensburg inne. Er ist seit 2004 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Akademie intern

Kurz notiert

VON GISELA VON KLAUDY

Runde Geburtstage

85 Jahre

Prof. em. Dr. Dr. h. c. Manfred Mayrhofer, Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft, am 26. September 2011.

Prof. em. Dr. Dr. h. c. Klaus Koch, Altes Testament und Altorientalische Religionsgeschichte, am 4. Oktober 2011.

80 Jahre

Prof. em. Dr.-Ing. Dr.-Ing. E. h. mult. Franz Mayinger, Thermodynamik, am 2. September 2011.

75 Jahre

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Gerhard Ertl, Physikalische Chemie, am 10. Oktober 2011.

70 Jahre

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Peter M. Gruber, Mathematik, am 28. August 2011.

Prof. a. D. Dr. Walter Sebald, Physiologische Chemie, am 21. September 2011.

Verstorben

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Hans Grauert, Mathematik, * 8. Februar 1930
† 4. September 2011.

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Horst Fuhrmann, Geschichte, * 22. Juni 1926
† 9. September 2011.

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Rudolf Mößbauer, Experimentalphysik, * 31. Januar 1929
† 14. September 2011.

Dienstjubiläen

25-jähriges Dienstjubiläum

Günter May, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum (LRZ), am 23. August 2011.

Sybille Haarer, technische Angestellte am LRZ, am 1. September 2011.

Helmut Thies, technischer Angestellter am Walther-Meißner-Institut (WMI), am 1. September 2011.

Neue Mitarbeiterin

Mareike Stoller, technische Mitarbeiterin am LRZ, am 1. August 2011.

Mitgliedschaften

Prof. Dr. Jutta Allmendinger, Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung, Berufung in den Beirat der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration.

Ehrendoktorwürden

Prof. Dr. Heinz Duchhardt, Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ehrendoktorwürde der Staatlichen Universität Smolensk (Russische Föderation).

Orden, Preise und Ehrungen

Prof. Dr. Jutta Allmendinger, Berliner Frauenpreis 2011 für die Förderung der Gleichstellung im Berufsleben.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Theodor W. Hänsch, Physik, Aufnahme in die Hall of Fame der deutschen Forschung 2011.

Prof. Dr. med. Dr. med. habil. Franz-Ulrich Hartl, Physiologische Chemie, Albert Lasker Award for Basic Medical Research 2011.

Prof. a. D. Dr. Dr. h. c. Bert Hölldobler, Zoologie, Cothenius-Medaille in Gold der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina.

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Eugen Seibold, Geologie und Paläontologie, Verdienstmedaille der International Union of Geological Sciences (IUGS).

Weitere Personalien

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Reinhard Zimmermann, Bürgerliches Recht, Römisches Recht und Historische Rechtsvergleichung, Wahl zum Vorsitzenden der Zivilrechtslehrervereinigung.



GEDENKTAFEL FÜR LUDWIG QUIDDE

Am 30. September 2011 wurde am Haus Gedonstr. 4 in München-Schwabing für den Friedensnobelpreisträger Ludwig Quidde eine Gedenktafel enthüllt. Die Landeshauptstadt München, die im Stadtarchiv und der Monacensia-Abteilung der Städtischen Bibliotheken Teilnachlässe Quiddes verwahrt, ehrte damit sein Wirken als Friedensaktivist. Stadtrat Benker würdigte in seiner Ansprache aber auch Quiddes wissenschaftliche Leistungen als Historiker, für die er 1887 zum Mitglied der Historischen Kommission und 1892 zum Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Angeregt hatte die Gedenktafel der Bremer Historiker Karl Holl, der eine umfangreiche Biographie Quiddes verfasst hat (Karl Holl, Ludwig Quidde, Düsseldorf 2007).

Dr. Hans-Joachim Hecker

Dezember 2011 bis März 2012

DEZEMBER 2011

Samstag, 3. Dezember 2011

Feierliche Jahressitzung der BADW

Festvortrag: Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf (LMU München): „Kreationismus“. Religionsgeschichten der Moderne

Herkulesaal der Münchner Residenz

80539 München • 10.00 Uhr

Eintritt nur mit Einladung

Donnerstag, 8. Dezember 2011

Neuerscheinungen 2011

Buchpräsentation der Kommission für bayerische Landesgeschichte

Phil.-hist. Sitzungssaal • 18.00 Uhr

Donnerstag, 15. Dezember 2011

Der Adel ist tot – es lebe der Adel. Aristokratie und moderne Gesellschaft

Podiumsdiskussion von „Geisteswissenschaft im Dialog“ und BADW mit: Prof. Dr. Martin Schulze Wessel (LMU München), PD Dr. Karina Urbach (Institute of Historical Research, London), Prof. Dr. Monika Wienfort (Uni Freiburg) und Dr. Peter Wörster (Herder-Institut, Marburg). Es moderiert: Dr. Johan Schloemann, Süddeutsche Zeitung

Plenarsaal • 18.00 Uhr

JANUAR 2012

Montag, 16. Januar 2012

Die Weltausstellungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Medien der Metropolenkonkurrenz

Vortrag von Prof. Dr. Friedrich Lenger (Uni Gießen, Forschungsstipendiat des Historischen Kollegs 2011/2012)

Plenarsaal • 19.15 Uhr

Dienstag, 24. und Mittwoch, 25. Januar 2012

Zukünftige Energieversorgung: Atomausstieg, Versorgungssicherheit und Klimawandel

Rundgespräch der Kommission für Ökologie und des ifo Instituts u. a. mit Prof. Dr. Hans-Werner Sinn, Prof. Dr. Ottmar Edenhofer und Prof. Dr. Carl Christian von Weizsäcker

Plenarsaal • ganztägig

**Nur mit Anmeldung
bis 17.1.2012 unter
post@oekologie.badw.de**

FEBRUAR 2012

Mittwoch, 22. bis Freitag, 24. Februar 2012

Bayern und Russland in vormoderner Zeit. Wegmarken der Annäherung bis in die Zeit Peters des Großen

Tagung der Kommission für bayerische Landesgeschichte und des Deutschen Historischen Instituts Moskau und des DHI Moskau

Plenarsaal • ganztägig

**Anmeldung unter
post@kbl.badw.de**

MÄRZ 2012

Mittwoch, 7. März 2012

Berühmte Männer. Biographische und autobiographische Konstruktion bei Enea Silvio Piccolomini

Vortrag von Prof. Dr. Claudia Märkl (LMU München) anlässlich der Jahrestagungen von Historischer Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Monumenta Germaniae Historica

Plenarsaal • 18.00 Uhr

Kunstaussstellung in Regensburg

Am **20. Januar 2012**, 19.00 Uhr, wird im Kunst- und Gewerbeverein Regensburg (Ludwigstr. 6, 93047 Regensburg) eine Ausstellung mit Werken von Jörg Traeger (1942–2005) eröffnet, darunter auch das Gemälde „Regensburg im Herbst“ von 1989. Der bildende Künstler war ordentlicher Professor für Kunstgeschichte an der Universität Regensburg und Akademiemitglied. Indem er kunsthistorische und kunstschaufende Arbeit miteinander verband, war Jörg Traeger eine große Ausnahme unter den Lehrstuhlinhabern im Fach Kunstgeschichte. Zur Ausstellung (bis 19. Februar 2012) erscheint ein Katalog.

Infos und Öffnungszeiten: www.kunst-und-gewerbeverein.de



Auf einen Blick

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, gegründet 1759 von Kurfürst Max III. Joseph, ist eine der größten und ältesten Wissenschaftsakademien in Deutschland. Sie ist zugleich Gelehrten-gesellschaft und Forschungseinrichtung von internationalem Rang.



Eine Postkartenserie informiert seit kurzem über die Akademie. Motive aus den geistes- und naturwissenschaftlichen Projekten zeigen die Bandbreite ihrer Aufgaben, von ökologischen über musikwissenschaftliche bis zu philologischen Themen. Das Set mit acht verschiedenen Motiven ist an der Pforte der Akademie zum Preis von 7,00 Euro erhältlich.

Sie interessieren sich für die Veranstaltungen des Hauses oder die Zeitschrift „Akademie Aktuell“? Gerne nehmen wir Sie in unseren Verteiler auf.

KONTAKT

Dr. Ellen Latzin
Tel. 089-23031-1141
presse@badw.de

Gelehrte Gesellschaft ...

Die Mitglieder bilden die Gelehrte Gesellschaft der Akademie. Satzungsgemäß müssen sie durch ihre Forschungen zu einer „wesentlichen Erweiterung des Wissensbestandes“ beigetragen haben. Eine Selbstbewerbung ist nicht möglich. Die ordentlichen Mitglieder, mit Wohnsitz oder Dienstort in Bayern, sind stimmberechtigt und zur Teilnahme an den Sitzungen und Arbeiten der

Akademie verpflichtet. Derzeit hat die Akademie 170 ordentliche und 150 korrespondierende Mitglieder sowie ein Ehrenmitglied. Für den exzellenten Nachwuchs in Bayern hat die Akademie 2010 ihr Förderkolleg ins Leben gerufen, das den 18 Mitgliedern neben finanzieller Unterstützung ein hochkarätiges Forum für den interdisziplinären Austausch bietet. Sie treffen sich u. a. regelmäßig mit dem Präsidenten und ihren Mentoren in der Akademie.

... und außeruniversitäre Forschungseinrichtung

Die rund 330 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie betreiben in 39 Kommissionen Grundlagenforschung in den Geistes- und Naturwissenschaften. Der Schwerpunkt liegt dabei auf langfristigen Vorhaben, die die Basis für weiterführende Forschungen liefern und die kulturelle Überlieferung sichern, darunter kritische Editionen, wissenschaftliche Wörterbücher sowie exakt erhobene Messreihen. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die seit 1959 im Nordostflügel der Münchner Residenz beheimatet ist, ist ferner Trägerin des Leibniz-Rechenzentrums, eines der drei nationalen Höchstleistungsrechenzentren, und des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung. Beide Einrichtungen haben ihren Sitz in Garching bei München.

Mit regelmäßigen Veranstaltungen – auch in Kooperation mit Universitäten und anderen Wissenschaftseinrichtungen – wendet sich die Akademie an das wissenschaftliche Fachpublikum, aber auch an die interessierte Öffentlichkeit: Vortragsreihen, Podiumsdiskussionen oder Gesprächs-abende informieren über aktuelle Entwicklungen und neue Erkenntnisse aus Wissenschaft und Forschung.

Impressum

HERAUSGEBER

Prof. Dr. rer. nat. Karl-Heinz Hoffmann
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (BAW)

KONZEPT UND CHEFREDAKTION

Dr. Ellen Latzin
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der BAdW

ART DIRECTION

Tausendblauwerk, Michael Berwanger
info@tausendblauwerk.de
www.tausendblauwerk.de

VERLAG UND ANSCHRIFT

Bayerische Akademie der Wissenschaften
Alfons-Goppel-Straße 11, 80539 München
Tel. 089-23031-0
info@badw.de

ISSN 1436-753X

ANZEIGEN

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der BAdW

HERSTELLUNG

Landesamt für Vermessung und Geoinformation
Alexandrastraße 4, 80538 München

REDAKTIONSSCHLUSS DIESER AUSGABE

10. Oktober 2011

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAdW enthalten. Die Texte dürfen nur mit Genehmigung der BAdW reproduziert werden, um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den Inhabern der Bildrechte abzuklären. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Sie finden das Magazin auch unter www.badw.de.